Brockauer Zeitung

Zeitung für den Landkreis Breslau

Bezugspreis einschließlich Abtrag wöchentlich 28 Pfg., monatlich 1,15 Mk. Erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mittag. Der Bezug gilt als fortbestehend, wenn nicht 14 Tage vor Beginn des Monats derselbe gekündigt wird. Bei höherer Gewalt oder Betriebsstörung kann in Anspruch auf Lieferung der Zeitung oder auf Rückzahlung des Bezugspreises nicht zugestanden werden.

Veröffentlichungsblatt für die Stadt Brockau

Anzeigenpreise: Für die einspaltige Millimeterhöhe (46 mm breit) 5 Pfg. Anzeigen im Textteil mm 15 Pfg. Preisliste Nr. 2. Nachlässe Staffel B. Für das Erscheinen der Anzeigen gelten die „Allgemeinen Geschäftsbedingungen im Anzeigenwesen". Gerichtsstand für alle Zahlungen ist Breslau. Hauptschriftleitung: Johannes Dodeck, Brockau, Bahnhofstraße 12. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Dodeck, Brockau, Bahnhofstraße 12. — DA. 8./39: 1040

Druck und Verlag von Ernst Dodeck's Erben, Brockau, Bahnhofstr. 12. Fernsprecher Breslau 53281. Postscheckkonto Breslau 10795

Nr. 108 — Brockau, Sonnabend, den 9. September 1939 — 39. Jahrgang

...mit unsern Fahnen ist der Sieg!

„Deutsche Truppen sind in Warschau eingedrungen! Knapp und wuchtig drangen Freitag abend diese Worte aus dem Aether an unser Ohr. Der Vormarsch der deutschen Truppen, der vor genau einer Woche als Antwort auf die systematischen polnischen Grenzverletzungen und den organisierten Terror gegen deutsches Volkstum begann, hat in den letzten drei Tagen ein Tempo angenommen, das fast atemberaubend war. Die Wehrmachtverbände zu Lande, in der Luft und zur See, die hierfür eingesetzt worden sind, haben in diesen wenigen Tagen geradezu beispiellose Leistungen in kämpferischem Vorwärtsstürmen wie in zäher Marschausdauer vollbracht. Das Vertrauen, das Führer und Volk zu der jungen Wehrmacht — in deren Reihen heute auch viele kampfgestählte Frontkämpfer des Weltkrieges Schulter an Schulter mit der jungen Generation kämpfen — bekundet haben, ist von ihr tausendfältig vergolten worden. Wir haben in diesen Tagen gerade in den militärischen Betrachtungen ausländischer Beobachter und Fachleute immer wieder feststellen können, daß ihnen die beispiellose Disziplin und Einsatzbereitschaft des deutschen Soldaten ungeheure Achtung, ja Besteigerung abzwang.

Wir aber in der Heimat, die wir den Ablauf der Dinge im Osten mit heißem Herzen und stolzer Freude erlebten, die wir mit bangender und hoffender Seele bei unseren Soldaten waren, die wir des Führers persönlichen Einsatz und Einfluß für Deutschlands Recht und Ehre inmitten seiner vorstürmenden Soldaten empfanden, wir haben jetzt eine heilige, eine bindende Verpflichtung: es unsern Soldaten an Einsatz- und Opferbereitschaft gleichzutun.

In Warschau eingedrungen! Wer hat das wohl vor acht Tagen nur zu hoffen, und je nach den gewaltigen militärischen Vorbereitungen Polens und der englischen gewissenlosen Kriegspolitik auch nur zu glauben gewagt, daß das deutsche Schwert so scharf und so sicher zuschlagen würde, um den polnischen Aufmarsch mit der Marschrichtung auf Berlin im Ablauf von einer Woche restlos zu zertrümmern. Solche Leistungen vermag nur eine Truppe zu vollbringen, die ein einiges Volk in ihrem Rücken weiß und von ihrem Recht felsenfest überzeugt ist. Die entsetzlichen, kaum ausdenkbaren Schandtaten des polnischen Barbarismus, von England gefördert und bezahlt, haben den deutschen Soldaten doppelte Kraft und Ausdauer gegeben. Der Ring um die polnische Westarmee ist geschlossen; er schließt jetzt auch die vertierten Horden ein, die die einstige deutsche Provinz Posen und Westpreußen in Blut und Tränen verwandelten. Ihre Opfer werden gerächt!

Ehrlos die Nation, die solche Schandtaten billigt, doppelt ehrlos die Armee, die hierzu Hilfsdienste leistet. Polen hat sich selbst ausgelöscht aus der Reihe der Kulturnationen. Und Herr Chamberlain, dieser betende englische Premierminister, hat teil an diesen Mordverbrechen.

Und wenn jetzt im ganzen großdeutschen Vaterland mit Einschluß der jetzt vom polnischen Terror befreiten Gebiete die Fahnen des Sieges flattern, dann wollen wir all derer gedenken, die ihre Person, ihren Willen, ihr Blut, ihr Leben einsetzten, um das Wort des Führers wahrzumachen: Jeder deutsche Volksgenosse soll wissen, daß er auf den Schutz und Schirm des wiedererstarkten Deutschlands rechnen kann. Der erste entscheidende Sieg ist erreicht. Die deutschen Truppen aber werden ihren Weg weiter gehen, den ihnen der Führer befiehlt, und von ihren Lippen wird gläubig und trotzig das Lied erschallen:

Mit unsern Fahnen ist der Sieg,
Flieg, deutsche Fahne, flieg!

Schnelle Truppen erreichen Nadarzyn

DNB. Berlin, 8. September.

Schnelle Truppen haben in raschem Vorstoß am heutigen Nachmittag Nadarzyn, 20 Kilometer südwestlich Warschau, erreicht.

An der Pilica gefangen

Versprengte Teile einer polnischen Division.

In den Waldgebieten südostwärts der Pilica wurden versprengte Teile einer polnischen Division gefangengenommen. Dabei befanden sich drei vollständige Batterien mit Bespannung.

Gräßliche polnische Greuel

Ostwärts der Pilica wurden am 7. September vorübergehend in polnische Hände gefallene verwundete deutsche Soldaten bei erneutem Vorgehen tot mit ausgestochenen Augen und aufgeschlagenen Schädeln vorgefunden.

Polnische Ueberläufer schon nach Litauen

Die Zahl der aus Polen nach Litauen übertretenden polnischen Soldaten, die schon in den letzten Tagen sehr erheblich war, nimmt jetzt offenbar in Auswirkung der polnischen Niederlagen von Stunde zu Stunde zu.

Deutsche Truppen in Warschau eingedrungen

DNB. Berlin, den 8. September 1939.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

„Deutsche Truppen am 8. September 17.15 Uhr in Warschau eingedrungen."

*

Die Geschichte der polnischen Hauptstadt

Die Hauptstadt Polens und der Woiwodschaft Warschau liegt auf dem linken Ufer der Weichsel. Die Flußniederung ist hier etwa nur 1100 Meter breit und schon seit langem bildete Warschau eine wichtige Verkehrskreuzung, einmal aus dem Süden und Südwesten zur Ostsee, und zum anderen aus dem Wartheland nach Rußland, so daß auch heute die polnische Hauptstadt zum bedeutensten Eisenbahnknotenpunkt des Landes gehört. Im Jahre 1224 wurde Warschau erstmalig als die Residenz der Herzöge von Masowien erwähnt und seit 1550 herschten hier die Könige von Polen, deren Wahl seit 1573 auf der großen Ebene von Wola in unmittelbarer Nähe der Stadt stattfand. Die Geschichte Warschaus ist sehr wechselvoll. In den Jahren 1655 und 1656 wurde Warschau zweimal von dem Schwedenkönig Karl X. eingenommen, das zweite Mal nach dem gewaltigen Sieg, den er gemeinsam mit dem Großen Kurfürsten in der dreitägigen Schlacht von Warschau vom 28. bis 30. Juli 1656 gegen eine große polnische Uebermacht errungen hatte. Von 1702 bis 1705 hatte der Schwedenkönig Karl XII. seine Hand auf Warschau gelegt und von 1764 an war die polnische Hauptstadt zehn Jahre lang von Russen besetzt, die auch 1793 sich wieder dort festsetzten. 1794 wurde die russische Besatzung von Warschau in einem Aufstand niedergemetzelt, und nachdem damals vom 9. Juli bis 6. September die Preußen Warschau vergeblich belagert hatten, mußte am 5. November die Hauptstadt Polens vor den Russen kapitulieren.

Nach der dritten Teilung Polens ist Warschau von 1795 bis 1806 preußisch gewesen, und 1807 wurde es durch Napoleon zur Hauptstadt des Herzogtums Warschau gemacht. Aber schon 1809 blieb es mehrere Monate in den Händen der Oesterreicher und vom 8. Februar 1813 ab ergriffen die Russen wieder Besitz von Warschau und die Stadt bildete fortan die Hauptstadt des russischen Polen, des sogenannten Kongreßpolen. Die polnische Revolution von 1830/31 brach zusammen und führte erneut zur Kapitulation von Warschau vor dem russischen Oberbefehlshaber Paskewitsch.

Im Weltkrieg wurde Warschau durch die große deutsche Umfassungsoperation im Sommer 1915 fast widerstandslos am 5. August eingenommen und bildete dann den Sitz des deutschen Generalgouvernements Polen unter General von Beseler. Erst nach Ausbruch der deutschen Novemberrevolution am 11. November 1918 wurde die deutsche Verwaltung in Warschau gestürzt. Von den vielen Kämpfen, die im Laufe seiner wechselvollen Geschichte Warschau erlebt hat, gehört das überaus rasche Eindringen in die polnische Reichshauptstadt sieben Tage nach Ausbruch des von den Polen provozierten Krieges zu einer der hervorragendsten Waffentaten der Weltgeschichte überhaupt.

Verfolgung des geschlagenen Feindes

DNB Berlin, 8. September.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Die Operationen in Polen am 7. September nahmen an vielen Stellen den Charakter einer Verfolgung an; nur an einzelnen Stellen kam es noch zu ernsteren Kämpfen.

Südostwärts Gorlice und ostwärts Tarnow dringen unsere Truppen gegen die Wisloka vor. Nördlich der Weichsel haben bewegliche Kräfte Staszow und nördlich der Lysa Gora die Gegend dicht westlich Kamienna erreicht. Die Bahnlinie Konskie—Opocno wurde im Angriff überschritten. Nördlich Tomaszow haben Panzertruppen den Feind aus Rawa Mazowiecka geworfen und stehen dort 60 Kilometer vor Warschau. Zwischen Thorn und Strasburg ist die Drewenz überschritten.

Die Besatzung der Westerplatte in Danzig hat sich ergeben; ihr Widerstand wurde durch Pioniere, Marine-Sturmkompanien und SS-Heimwehr unter Mitwirkung der „Schleswig-Holstein" gebrochen.

Nordostwärts Warschau ist der Narew bei Pultusk und Rozan überschritten. In der Provinz Posen wurden im Süden und Norden weitere Gebietsteile besetzt.

An diesen schnellen und großen Erfolgen hatte die Luftwaffe wieder entscheidenden Anteil. Ihr Masseneinsatz richtete sich gegen die zurückgehende polnische Armee. Sie griff mit Schlacht- und Sturzkampfgeschwadern unmittelbar in den Erdkampf ein. Marschkolonnen wurden zersprengt, Rückzugswege durch Zerstören von Brücken und Uebergängen versperrt, Versuche von feindlichen Gegenangriffen schon in der Bereitstellung zerschlagen. Die Weichselbrücken südlich Warschau sind nachhaltig zerstört. In Warschau sind die Durchgangsstraßen mit Kolonnen angefüllt und verstopft. Die eilige Räumung der Stadt ist im Gange.

Zwei deutsche Flugzeuge wurden über polnischem Gebiet abgeschossen; ein Flugzeug wird vermißt.

Das deutsche Hoheitsgebiet wurde auch gestern nicht angegriffen.

In Nord- und Ostsee wurde eine Reihe von Minensuchunternehmungen durch die Kriegsmarine durchgeführt. Boote einer Minensuchflottille beschossen eine polnische Strandbatterie, die das Feuer erfolglos erwiderte. Ein viertes polnisches U-Boot wurde vernichtet.

Die Weichsel bei Sandomir und Gora Kalwaria erreicht

Schnelle Truppen haben die Weichsel bei Sandomir in Südpolen und bei Gora Kalwaria südostwärts Warschau erreicht.

Ritterliches Verhalten deutscher U-Boote

Amerikanischer Kapitän zeugt für Deutschland.

Aus New York wird berichtet, daß Kapitän Stedman vom Dampfer „Washington" der United States Line über die Versenkung des 4060 Tonnen großen britischen Frachtdampfers „Oliver Grove", der sich mit Zuckerladung auf dem Wege von Cuba nach England befand, einen ausführlichen Funkbericht gegeben habe. Dieser Bericht stünde in starkem Gegensatz zu sonstigen Lügenberichten über die Torpedierung von Frachtdampfern durch deutsche Unterseeboote.

Aus dem Bericht geht hervor, daß das Unterseeboot entsprechend der Prisenordnung den Dampfer „Oliver Grove" anhielt, alle Mann des Frachters anwies, diesen zu verlassen und den Frachter durch Torpedoschüsse versenkte, nachdem sich die Rettungsboote in sicherer Entfernung des zur Versenkung bestimmten Dampfers befanden. Der deutsche Unterseebootskommandant sei in seiner Behandlung der Ueberlebenden äußerst höflich gewesen, habe die Kompasse der Boote nachgeprüft und die Besatzungen mit dem richtigen Kurs versehen.

Kapitän Stedman berichtet weiter, daß sich das deutsche Unterseeboot erbot, die Rettungsboote des Frachters „Oliver Grove" ins Schlepp zu nehmen und gleichzeitig SOS.-Rufe aussandte und zwei große Raketen steigen ließ, so daß es der „Washington" möglich war, die Rettungsboote im Atlantik auf der Höhe der irischen Küste in der Nähe des Eingangs zum englischen Kanal zu sichten und die Besatzung des versenkten Frachtdampfers zu übernehmen.

Die Mannschaft des Dampfers befände sich in guter Verfassung und sei ausnahmslos am Leben. In dem Bericht hebt der amerikanische Kapitän Stedman noch hervor, daß das U-Boot alles getan habe, um für die Sicherheit der Besatzung des versenkten Dampfers zu sorgen und erst abgedreht habe, als die „Washington" sich zur Uebernahme der Besatzung näherte.

Neutralitätsverletzungen Nr. 9 und 10

Abermaliges Ueberfliegen dänischen Hoheitsgebiets.

Dreimaliges Ueberfliegen norwegischen Hoheitsgebiets.

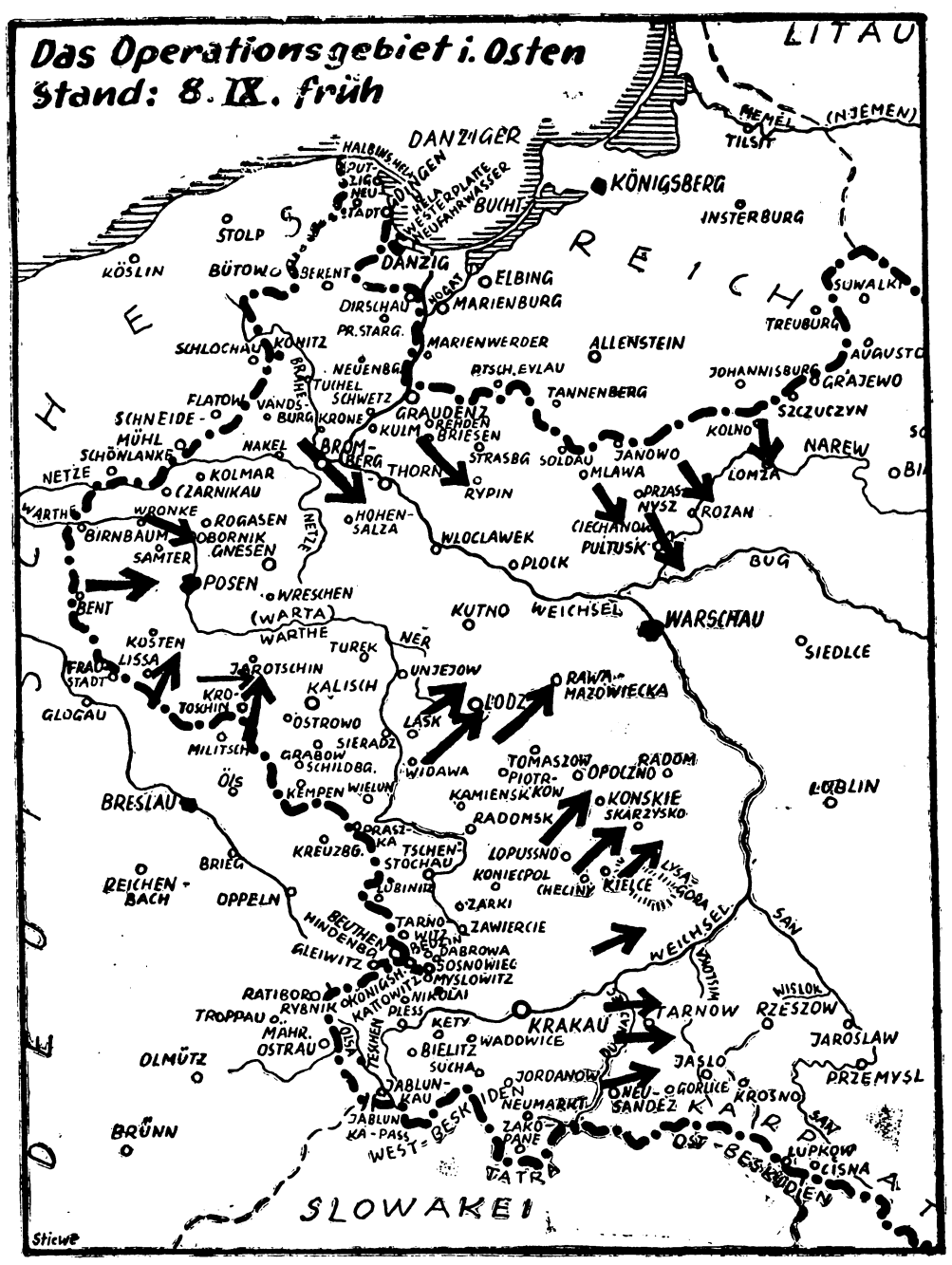
Aus in der Nacht in Kopenhagen eingelaufenen Meldungen aus Nordschleswig und Südjütland geht hervor, daß sich die englische Flugwaffe schon wieder eine Verletzung der Neutralität Dänemarks hat zuschulden kommen lassen. Dieser neue Uebergriff ist einwandfrei bewiesen.

Wie die Osloer Zeitung „Arbeiderbladet" aus Stavanger meldet, kreiste nach Beobachtung von Fischern und Lotsen am 6. September früh ein großer zweimotoriger Doppeldecker längere Zeit über der Insel Kvitsöy an der Mündung des Rystykle-Fjords. Das Flugzeug war augenscheinlich an den dort befindlichen Schiffen besonders interessiert. Es setzte seinen Kurs landeinwärts über den Bok-Fjord und ging schließlich in großem Bogen über Norden in westlicher Richtung zum Meer, wo es verschwand. Das Flugzeug hatte keine Kennzeichen, bot auch sonst keinen Anhaltspunkt zur Feststellung der Nationalität; jedenfalls war es kein norwegisches.

Am Nachmittag desselben Tages gegen 17 Uhr wiederholte sich ein solcher Flugzeugbesuch bei Kvitsöy und schließlich auch spätabends über dieser Insel und dem Bok-Fjord. Bei diesem dritten Flug hielt sich das Flugzeug auffallend lange landeinwärts, ehe es wieder dem Meere zuflog. Beim zweiten Besuch umkreisten zwei norwegische Jagdflieger das Flugzeug. Spät am Nachmittag des 6. September erschien ferner ein norwegischer Torpedojäger bei der Insel.

Vorbedachter Bombenangriff auf Esbjerg

Zu dem englischen Bombenangriff auf Esbjerg schreibt das Kopenhagener Blatt „National Tidende" im Anschluß an die Entschuldigung des englischen Gesandten, diese Aufklärung des Esbjerg-Vorfalles komme nicht unerwartet. Von Anfang an sei auf einen Zusammenhang zwischen dem englischen Angriff auf die deutsche Luftbasis auf Sylt und den Bombenabwurf auf Esbjerg hingewiesen worden, und die öffentliche Meinung habe von vornherein einen Engländer als den Schuldigen bezeichnet. Indessen, daß der englische Flieger geglaubt haben sollte, er befinde sich über dem Meere, stimme mit den neuesten Meldungen nicht überein.



Fischer, die aus der Nordsee zurückgekommen seien, berichten nämlich, daß die Vorbereitungen des Bombenabwurfes von ihnen beobachtet worden wären, als die englische Maschine über Skallingen mit direktem Kurs auf den Esbjerger Hafen zuflog. Man habe von unten her sehen können, daß die Bomben unter die Maschine herabgelassen, aufgereiht und zur Spitze vorgezogen wurden, worauf sie eine nach der anderen herabfielen, während das Flugzeug in einem Bogen über die Stadt und dann wieder auf das Meer hinausflog.

Gelogen und – dementiert

Das sind die Methoden der britischen Propaganda.

Das Stockholmer Blatt „Nya Dagligt Allahanda" stellt fest, daß von dem Nachrichtenbüro United Preß am Mittwochnachmittag eine Meldung gegeben wurde, nach der Berlin am Mittwochmorgen um 6 Uhr von britischen Luftstreitkräften bombardiert worden sei. (!) Nachts um 1 Uhr sei diese Meldung vom britischen „Informationsministerium" dementiert worden.

Die Zeitung hat sich daraufhin mit der Agentur in Verbindung gesetzt. Diese stellte ihrerseits fest, daß sie die Meldung über das Bombardement von Berlin vom britischen „Informationsministerium" erhalten habe. (!)

Von langer Hand vorbereitet

Havas bestätigt die planmäßige Vorbereitung der Blockade

Nunmehr bestätigt auch die Havas-Agentur in einer Pariser Meldung, daß die Feindseligkeiten von jetzt an auch auf wirtschaftlichem Gebiete begonnen hätten und daß die Organisation des Blockadeministeriums seit ungefähr zwei Jahren Gegenstand von besonderen Studien sei. Die Versorgung mit Kohlen, Eisen, Erdöl sowie die systematische Benutzung der Handelsmarine usw. sei seit langem ausgearbeitet. Es sei eine Verbindung zwischen Frankreich und dem in London geschaffenen besonderen Organismus hergestellt worden, damit die von den beiden Ländern getroffenen Maßnahmen sich gegenseitig ergänzen.

Unabsehbare Rüstungsausgaben

Australien muß für Chamberlains Kriegspolitik zahlen.

Der australische Premierminister Menzies legte das neue australische Budget vor, in dem Ausgaben in einer Gesamthöhe von 102 Millionen australischen Pfund vorgesehen sind. Das Budget, das in seiner Höhe einen Rekord für die australischen Staatsfinanzen darstellt, soll u. a. gedeckt werden aus zusätzlichen Steuern und weiteren Verkaufssteuern. 33 Millionen Pfund sollen nach diesem Budget für die Landesverteidigung aufgewandt werden, von denen 12 Millionen Pfund durch Einkommensteuer aufgebracht werden. Zu diesem Budget erklärte Menzies u. a., daß die Voranschläge „bereits vor Kriegsausbruch ausgearbeitet" worden seien, und somit „nur theoretischen Wert" hätten. Damit erklärt also der australische Ministerpräsident, daß vor allem für Rüstungen noch erheblich höhere Beträge aufgewendet werden sollen, die Steuererhöhungen werden folglich kräftig weitergehen müssen. So wird die Lebenshaltung der breiten Masse der australischen Bevölkerung aufs schwerste belastet zugunsten der skrupellosen Kriegspolitik der jüdisch-plutokratischen führenden Clique in London.

In holländischen Hoheitsgewässern angegriffen!

England nicht gewillt, fremde Neutralität zu achten

Der deutsche Dampfer „Franken" ist am 6. September in den Hafen Padang (Sumatra) eingelaufen. Er wurde vorher in neutralen (holländischen) Gewässern von englischen Flugzeugen angegriffen, jedoch nicht beschädigt.

Es handelt sich im vorliegenden Falle um eine neue schwere englische Neutralitätsverletzung, da kriegerische Handlungen auf Grund des Haager Abkommens von 1907 und der allgemein anerkannten Regelung des Völkerrechts in territorialen Gewässern nicht vorgenommen werden dürfen.

Londoner Kriegshysterie

Engländer schießen eigene Flugzeuge ab.

United Preß berichtet aus London, nach einer Mitteilung des britischen Informationsministeriums hätten die englischen Flakbatterien bei einem Fliegeralarm die eigenen Kampfflieger unter Feuer genommen. Ein britisches Flugzeug wurde dabei in Brand geschossen und stürzte ab; ein zweites wurde derart beschädigt, daß es notlanden mußte.

Aus Brockau und Umgegend.

Brockau, den 9. September 1939.

Kein Volk hat besseren Grund als wir, das Andenken seiner hart kämpfenden Väter in Ehren zu halten, und kein Volk, leider, erinnert sich so selten, durch wieviel Blut und Tränen, durch wieviel Schweiß des Hirns und der Hände ihm der Segen seiner Einigung geschaffen wurde.

Heinrich von Treitschke.

10. September.

1898: Kaiserin Elisabeth von Oesterreich in Genf, von einem italienischen Anarchisten ermordet, gest. (geb. 1837). — 1914: Sieg Hindenburgs über die Russen an den Masurischen Seen. — 1918: Der Afrikaforscher und Kolonialpolitiker Karl Peters in Woltorf gest. (geb. 1856).

Sonne: A.: 5.24, U.: 18.29; Mond: A.: 1.18, U.: 16.28.

11. September:

1709: Sieg des Prinzen Eugen bei Malplaquet in Ostflandern (Spanischer Erbfolgekrieg). — 1816: Der Mechaniker Karl Zeiß, Gründer der Zeißwerke in Jena, in Weimar geb. (gest. 1888).

Sonne: A. 5.25, U. 18.27. Mond: A. 2.38, U. 17.04

Setzt euch ein und opfert!

Als ein Bericht von den Erfolgen unserer Truppen durch den Rundfunk bekanntgegeben wurde, standen deutsche Menschen beieinander und hörten ihn heißen Herzens an. Einer aber meinte: Das haben wir wieder fein gemacht. Ein alter Soldat sah den Sprecher mit einem seltsamen Lächeln an, und alle fühlten auf einmal den Grund dieses Lächelns. Dieses Wörtchen „Wir" war allzu großspurig dahergesprochen. Dürfen wir, die wir in der Heimat sind, dieses „Wir" überhaupt gebrauchen, sollten wir nicht lieber still sein gegenüber der Größe des Opfers unserer Soldaten?

Eines steht jedenfalls fest: Die Berechtigung, so sprechen zu dürfen, will erst erworben und eropfert sein. Seid gleich opferbereit wie die Soldaten! Denkt nicht an die Bequemlichkeiten und Genüsse des Alltags, sondern kämpft, setzt euch ein, wo immer auch ihr könnt. Laßt das eigene Ich aufgehen im Volke. Opfert, opfert, opfert, im Geiste mit den Soldaten an der Front verbunden. Und wenn dann der Tag des Sieges kommt, wenn alle Feinde durch den geschlossenen Opferwillen des deutschen Volkes niedergeworfen sind, dann ist auch die Stunde gekommen, in der wir sagen dürfen: Das haben wir geschafft.

Nur das Opfer, das wir bringen, reiht uns ein in die große Front des ringenden Volkes.

„Hallo, Licht weg!"

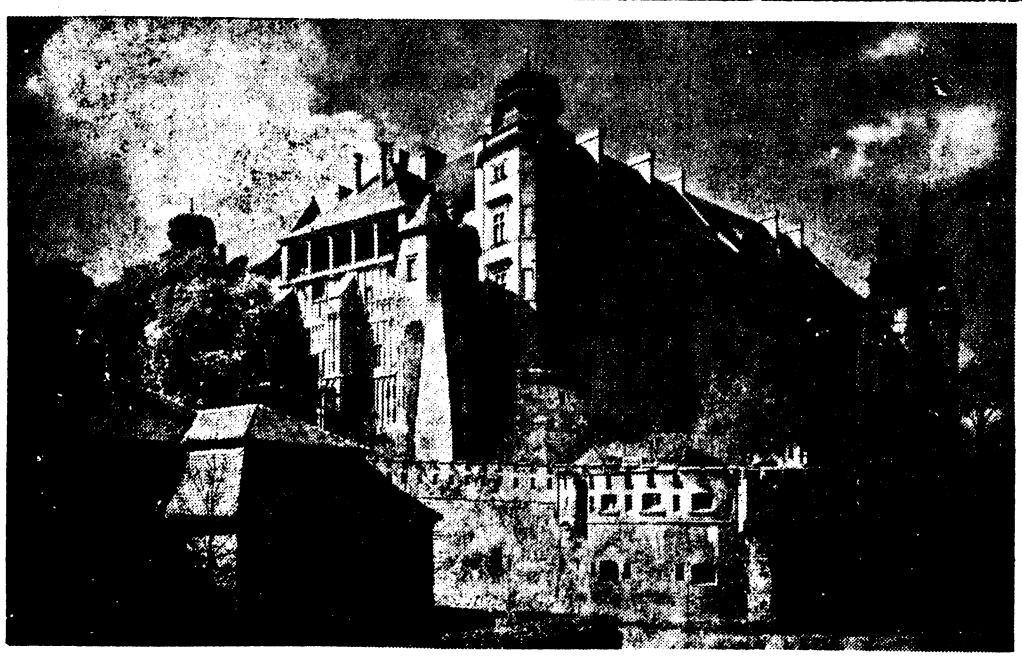
Es gibt Naturen, die sich bei der kleinsten Einschränkung ihrer Bequemlichkeit gebärden, als kitzele man sie mit einem Strohhalm. „Licht weg? Sie scherzen wohl, mein Lieber! Ich lasse mein Licht leuchten, wie, wann, wo und wie lange es mir beliebt!" Als der zivile Luftschutz vor Jahren seine ersten Verdunklungsübungen durchführte, hörte man wohl hier und da solche und ähnliche Raketen des Unmuts aufzischen. Da war einer, der einen ebenso wichtigen wie dringenden Brief zu schreiben hatte, der andere nahm gerade ein Fichtennadelbad „wegen der Nerven", der dritte . . . Mein Gott, wer sich drücken wollte . . .

Und heute? Die eingefleischtesten Optimisten sind zu „Hellsehern" geworden. Da ist ein Wohnhaus mit freistehendem Seitengiebel. Eines der dortigen Fenster läßt durch eine beschädigte Jalousiesprosse etwas Licht dringen. Zwei, drei, vier Straßenpassanten bleiben betroffen stehen. „Nun sieh doch einer diesen Bummelfritzen an!" — „Natürlich, mitten in der Nacht festliche Beleuchtung!" — „Hallo, Licht weg!" — „Sie, Herr Nachbar, drehn Sie mal a Tempo Ihren Scheinwerfer ab!" In kurzer Zeit steht vor der „Lichtreklame" eine grollende Protestversammlung, der zuständige Luftschutzwart kommt um die Ecke. „Bitte sehr, sehen Sie sich das mal an! Da spielt einer Leuchtturm!" — „Hallo, L—i—ch—t w—e—g!" Ein halbes Dutzend Kehlen! Das Gemurmel schwillt zum drohenden Trommelfeuer an. Jetzt ist da oben der Groschen gefallen. Knips!, geht das Licht aus.

Zufrieden? Nicht ganz! Der Einspruch des Volksmundes lautete ja „Licht weg!" und nicht „Licht aus!" Das ist keine Kunst, den elektrischen Schalter mit einer kurzen Handrolle eine Kehrtwendung machen zu lassen. Und wenn keine einzige Kerze im Hause verlöscht, soll es pechkohlenrabenschwarz wie ein Teersack daliegen. Das ist der Sinn der Verdunklung!

Ein paar Häuser weiter. Das schmale Fenster einer Speisekammer zeigt plötzlich lichtvolle Offenherzigkeit. „Aber, Frau Pumke", ruft der Luftschutzhauswart nach oben, „sind Sie denn vom Mond?" — „Die Frau will wohl Selbstmord verüben?" — „Selbstmord? Die ganze Gegend verpfeift sie mit ihrem Blinklicht!" Frau Pumke schaut durchs dunkle Küchenfenster, entschuldigt sich: „Ich wollte ja bloß die frischgekochte Marmelade 'n Augenblick zum Abkühlen aufs Fensterbrett stellen!" „Damit uns allen die Marmeladeneimer um die Ohren fliegen!" Ganz schwarz vor Augen muß Frau Pumke bei dieser Aussicht geworden sein. Klapp!, ist das schmale Fenster zu. Dunkel!

Was bedeutet heute der dringende Brief, das Fichtennadelbad, die warme Marmelade des einzelnen? Sonderbedürfnisse und Spezialitätchen hat jeder eingemottet! „Licht weg!" So heißt die Abendparole der heimatlichen Gemeinschaftsfront, in der jeder als freiwilliger Wachtposten auf dem Kien ist!



Deutsche Wache am Grabe Pilsudskis. Weltbild (M).

Der Wawel, die altehrwürdige Krakauer Burg, in der die deutsche Generalität kurz nach dem Einrücken der deutschen Truppen in die Stadt das Andenken des toten Marschalls Pilsudski ehrte und seine letzte Ruhestätte in die Obhut einer militärischen Wache nahm.

Zu den Geiselmorden in Bromberg Weltbild-Bösig (M).

Unser Bild zeigt die von den Polen kurz vor dem Einmarsch der deutschen Truppen bestialisch ermordeten Geiseln.

2. Beilage zu Nr. 108 der „Brockauer Zeitung“
Sonnabend, den 9. September 1939.

Alle Rechte bei Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

13] Nachdruck verboten

„Aber, Schwager, ich meine doch nur, man macht sich eben Gedanken über alles, man lebt nicht blind in den Tag hinein. Denk doch mal darüber nach, der arme Beamte, der frühere Verlobte meiner Braut, hat sich das Leben genommen, hab' dir doch die Zeitung zu lesen gegeben, wo es drin stand...“

Anton Lechner senkt den Kopf. Er geht schweigend wieder in seine Buchse. Es ist immer so, stets weiß der andere etwas, das ihn zum Schweigen bringt. In solchen Augenblicken ist es ein Trost, Annelies zu haben, sie ist es, die ihn aufrichtet, wenn die Hilflosigkeit ihn übermannt.

Nach dem Morgenkaffee spricht der Bauer mit ihr.

„Annelies“, sagt er, „dein Bruder macht mir das Leben schwer. Sorg bitte, daß er heute mit ins Holz fährt!“

„Wo ist Arbo! Wo ist Arbo!“ ruft sie darauf ganz erbost. „Na warte, Brüderchen, dir werd' ich helfen, Beine machen!“

Sie eilt aus der Küche, sie stürzt die Treppe hinauf in des Bruders Kammer. Da liegt Arbo lang ausgestreckt auf dem Bett und raucht eine Zigarette. Nun hagelt ein Donnerwetter über ihn herein, daß dem Bauern unten das Herz im Leibe lacht.

„Schäm dich, fauler Lümmel! Gleich gehst du, und schirrst die Braunen ein. Ist das Holz heute abend nicht auf dem Hofe, dann kannst du bleiben, wo der Pfeffer wächst!“

Und ganz leise sagt sie:

„Arbo, tu mir doch den einzigen Gefallen, sei klug! Wir haben den Wagen noch nicht über den Berg, Dämlack!“

„Na schön“, erwidert der Bruder, und erhebt sich ächzend von seinem Lager, „wenn du meinst, Schwester...“

Annelies ist schon wieder zur Tür hinaus. Unten im Hauseingang steht der Bauer und reibt sich die Hände:

„Mädel, wenn ich dich nicht hätte...“

„Laß nur gut sein, Anton. Wenn das mit dem gar nicht anders wird, jagen wir ihn zum Teufel!“

„Lieber heut' als morgen!“ gibt Lechner kopfnickend zu.

Sie fahren an diesem Tage abwechselnd Holz. Draußen helfen sie sich gegenseitig die Stämme aufladen, dann fährt Arbo eine Fuhre, dann der Bauer.

Wer hat die Steuer um neunzig Mark betrogen?

Wer hat die Straße einen Bauernschreck genannt?

Wer hat die Trichinensau heimlich in die Stadt verkauft?

Wer hat den Paule damals niedergeschlagen mit dem Peitschenstock?

Das alles weiß Arbo Stierl, und er weiß es aus des Bauern eigenem Munde. Lechner muß immer daran denken, es läßt ihm keine Ruhe. Er ist mit einer Fuhre heimwärts. Da kommt ihm ein Wagen entgegen. Es ist der Paule vom Luciushof, er bringt Kartoffeln nach der Bahn. Die Fuhrwerke begegnen sich bei der alten, morschen Eberesche. Stumm will Paule an dem Bauern vorbei, es ist ein harter Zwang. Aber da kommt es plötzlich über den Lechner wie ein Regenguß. Ein unwiderstehliches Gefühl zwingt ihn, die Pferde halten zu lassen, und den Paule anzurufen:

„He — Paule!“

Der tut, als höre er gar nichts.

„Paule!“ Lechner kommt neben ihm auf, hält ihn am Arm zurück. „Laß mich mit dir reden, Paule!“

Der Großknecht guckt den Bauern erst verwundert an Ist das der Lechner?, denkt er, und hält die Pferde an.

„Was willst, Lechner?“ fragt er mit blinzelnden Augen.

„Paule...!“ Wie verzweifelt stößt es der Bauer aus, wie einen Ruf, ihn nicht ertrinken zu lassen in einer drückenden Qual. „Paule, kannst du mir verzeihen?“

„Wüßt nicht was“, sagt der Großknecht, denn ihn jammert das Elend, das aus dem Gesicht des anderen spricht.

„Ich hab' dich geschlagen, ich war's, Paule!“ stöhnt Lechner, „nimm es von mir, ich bitt' dich darum!“

Eine Weile blicken sie einander an. Dann lacht Paule gutmütig, lacht und rührt die Zügel:

„Ist schon geschehen, Lechner, schon geschehen! Hü!“ Der Paule hebt die Peitsche und nickt dem anderen freundlich zu. Wie erschöpft lehnt der Bauer an der Eberesche, blickt dem Paule nach, und langsam beginnt er zu fühlen, wie das vergebende Lächeln des Paule ihm das Herz leichter und leichter macht. Er ist in einer schlimmen Not gewesen und hat die Arme verzweifelt ausgestreckt. Der andere hat ihn nicht von sich gestoßen, er hat ihn aufgerichtet mit dem Blick seiner alten, guten Augen.

Am Abend sitzt der Bauer mit Arbo und Annelies im Stübchen. Der Kleinknecht und die Magd sind schlafen gegangen. Der Stierl sagt:

„Weißt du es schon, Anton? Die Straßenarbeiter machen am Sonntag eine Fahrt ins Blaue. Baumeister Haferkorn hat zwei große Omnibuswagen bestellt.“ Arbo lacht verächtlich und spuckt in die Stube. „Hat es das früher gegeben, frag ich dich, hat es das früher gegeben?“

„Nein“, sagt Anton Lechner kalt.

„Ein Baumeister ist ein Baumeister“, fährt Stierl fort, „der muß seinen Stolz haben. Wo sollen wir denn hinkommen? Na, wird ein schöner Heckmeck werden, die Kerls mit ihren Weibern!“

Anton Lechner sagt nichts dazu. Er denkt an seine Steuerhinterziehung. Und er denkt ein wenig an die Sonntagsfahrt der Arbeiter. Sie werden die Geldbeutel nicht so voll haben, denkt er, sie müßten mal 'nen richtigen Sonntag erleben.

„Wieviel Arbeiter werden sich an der Fahrt beteiligen?“ fragt er. Arbo Stierl blickt ihn verwundert an.

„Dreißig Mann mit Anhang. Warum fragst du?“

Lechner erhebt sich wortlos und bringt aus seinem Eisenschrank allerlei Papierzeug und Tinte. An den Ortsbauernführer schreibt er mit ungefügen Buchstaben folgenden Brief:

„Lieber Werner!

Ich habe im Vorjahre neunzig Mark Steuern zu wenig bezahlt. Du erhältst sie heute aus meinem Postscheckkonto überwiesen. Gleichzeitig übergebe ich Dir zweihundert Mark Buße, das Geld möchtest Du bitte der Sonntagsfahrt geben. Ich würde mich freuen, wenn Du das in die Hand nimmst, und verbleibe Dein

Anton Lechner.“

Den Brief klebt er zu und frankiert ihn. Dann füllt er einen Ueberweisungsscheck aus. Das alles geschieht, ohne daß Lechner ein Wort spricht. Annelies wirft einen Blick zu Arbo hinüber, dieser Blick ist vernichtend. Dann rückt sie näher an den Bauer heran und sagt mit erkünstelter Ruhe:

„Du schickst ein Geld fort?“

„Muß ich dich fragen?“ kommt es ruhig, fast ein wenig unfreundlich zurück. Annelies lacht.

„Aber nein, Antonchen, das mußt du nicht.“

Der Bauer zeigt ihr doch den Scheck.

„Das ist meine Steuer vom Vorjahr“, sagt er.

„Zweihundertneunzig Mark? Ich denke, es sind nur neunzig Mark, Antonchen?“

„Ja“, lacht der Bauer mit einem kalten Blick zu Arbo, „was zu viel ist, das kriegt die Sonntagsfahrt. Werden sich freuen, die Kerls!“

Der Bauer macht die Briefe fertig. Eine eisige Stille ist im Raum. Dann nimmt Lechner die Mütze vom Haken und geht schweigend aus der Stube, um die Briefe in den Postkasten zu tragen. Die Geschwister rühren sich nicht vom Platze. In beider Gesicht steht der Schreck und eine gegenseitige, jäh aufflammende Verachtung.

Dann weint Annelies.

„Nun ist alles aus. Ich habe meine Ehre geopfert!“

„Deine Ehre...“, höhnt der Kleine. Das Mädchen stößt einen Schrei der Entrüstung aus. Dann fliegt dem Bruder das Tintenfaß an den Kopf, das der Bauer auf dem Tisch stehengelassen hatte.

*

Am Sonntag in aller Frühe stehen zwei große Wagen vor der „Linde“. Dann kommen die Fahrgäste einer nach dem anderen eingetrudelt. In einem schneidigen Anzug kommt ein jeder, mit einem weißen Kumt um den braunen Wetterhals.

Der Brutha hat sein Weiblein mitgebracht, die Mathilde. Karnahl und Trommer sind auch mit Anhang da. Rudelswald hat vor einigen Wochen ein Heiratsinserat aufgegeben. Nun steht sie neben ihm, schüchtern, ein wenig verlegen, ein kleines, liebes Mädel, das sich winzig ausnimmt neben dem dicken Zimmermann. Einige ledige Arbeiter haben ihre Großmutter und die Mutter mitgebracht. Dann kommt Schachtmeister Hösselbarth mit seiner Familie. Jedesmal ist ein Begrüßen und Händeschütteln. Schachtmeister Hösselbarth hat eine reizende Tochter. Davon hat kein Mensch etwas gewußt. Sie wird nun Hein Droda vorgestellt.

„Das ist meine Else“, sagt Moritz.

„Hein Droda!“ Sie geben sich die Hand, es ist, als wenn Schön-Elschen einen leichten Knicks vor ihm macht.

Nun ist so ziemlich alles vor den beiden Wagen versammelt. Da kommt Baumeister Haferkorn mit seiner Gattin. Auch der Ortsbauernführer ist mit ihm. Nach der Begrüßung bilden sie einen Kreis um den Herrn Baumeister und den Bauernführer. Der hält eine ganz kurze Ansprache. Bauer Lechner habe zweihundert Mark spendiert, sie sollen sich einen schönen, vergnügten Tag machen. Hein Droda traut seinen Ohren nicht. Aber es ist Tatsache. Hein kriegt das Geld in die Hand gedrückt. Er soll die Beköstigung der ganzen Gesellschaft übernehmen.

„Es geschehen noch Wunder“, sagt er zum Bauernführer. Der nickt lachend und winkt den anderen zu:

„Gute Fuhre alle zusammen!“ Und der Herr Bauführer Lauterbach kommt noch angeflitzt, und er hilft einem Mädchen in den Wagen. Es ist Hella Lucius.

Es wird eine lustige Fahrt.

Im ersten Wagen ist der Harmonikaspieler. Heute klingt sein Lied so heiter und beschwingt. Sein Lenchen sitzt neben ihm, sie strahlt übers ganze Gesicht und ist so stolz, weil sie alle brav mitsingen, was ihr Schatz spielt.

Rudelswald hat sich mit seiner Kleinen in die hinterste Ecke des Wagens gepflanzt. Er ist heute maulstill, wie ein Mönch im Weinkeller. Glückselig nimmt er des Mädchens kleine weiße Hand, guckt manchmal hinaus in die vorbeieilende Landschaft.

„So eilt das Leben“, sagt er philosophisch, „wie die Landschaft vor dem Fenster. Man darf dem Glück keine Ruhe lassen, nicht wahr, du, keine Minute Ruhe lassen...“

Sie lächelt ihm holdselig zu. So klein ist sie neben ihm, und so zierlich.

Hein Droda ist in Hösselbarths Ecke. Else hat kohlschwarz glänzendes Haar, das als ein straffer Knoten tief im weißen Nacken ruht. Sie gleicht ihrer Mutter. Frau Hösselbarth ist eine schöne Frau. Eine stille Heiterkeit strömt von ihr aus, eine Heiterkeit, die da wärmt und beglückt.

Hein Droda flüstert Moritz ins Ohr: „Du bist mir ein Bruder, Moritz! Hast so 'ne Puppe von einer Tochter und sagst einem kein Wort!“

Moritz Hösselbarth lächelt stolz und dreht den Schnauzer zwischen den Fingern. Er flüstert Hein auch etwas zu und zieht ein verschmitztes Gesicht. Hein gibt ihm einen Stoß gegen das Knie. Das ist alles Spaß, das ist der Sonntag, der die Herzen fröhlich stimmt.

Elias Zschoche war schon immer ein bißchen neugierig. Sie haben ihm deswegen schon manchen Streich gespielt, aber er merkt es sich nicht. Nun sitzt er dem Baumeister gegenüber, guckt mal links, mal rechts zum Fenster hinaus. Die Gegend ist ihm fremd, denn er kommt aus dem Vogtland.

Schließlich sagt er zögernd:

„Verzeihung, Herr Baumeister, wo fahren wir hin?“

Der zuckt die Achseln und meint: „Wenn ich's wüßte!“

Zschoche ist unerschütterlich. Er schiebt die schmale Tür des Fahrerabteils auf und ruft hinaus:

„Hallo, Herr Chauffeur, wohin geht eigentlich die Reise, Sie müssen das doch wissen!“

Alle machen die Ohren lang. Ohne sich umzusehen, ruft der Fahrer zurück: „In den Sonntag, mein Herr!“

Er hat die Lacher auf seiner Seite.

In Augustusburg ist zwei Stunden Mittagsrast. An langen Tafeln wird gespeist. Serviermeister eilen geschäftig hin und her. Es gibt „Bärenschinken“ mit grünen Klößen. Dazu eine süße Nachspeise Wiener Art. Kinders, Kinders, schaut euch die Leutchen an, wie sie schleckern, wie sie die Knochen sauber abputzen, und sich zuletzt den Bauch halten vor Sattsein und wieder Sattsein!

Nach dem Essen ist Schloßbesichtigung. Der alte, hundertfünfzig Meter tiefe Göpelbrunnen kriegt eine Menge Steine in die Tiefe geschickt, das plumpst nach langen, atemlosen Sekunden fern und schauerlich. Einmal ist eine Frau in den Brunnen gesprungen, seitdem befindet sich das Gitter über dem Mundloch, erklärt der Führer, und die Zuhörer schmiegen sich eng und fröstelnd aneinander, obgleich manche unter ihnen noch nicht so fest zusammengehören.

Nun geht die Fahrt weiter.

Am Nachmittag ist man in der alten Silberbergstadt Marienberg.

„Wir sind am Ziel!“ sagt Baumeister Haferkorn und schaut dabei auf Zschoche, daß alle vor Lachen brüllen.

Im Gasthof ist großer Ball.

Fünf lange Tische sind für die Gäste reserviert. Nun wird gescherbelt, nun wird getanzt und gelacht. Die Frauen kriegen Kaffee und Kuchen, die Männer Rostbratwürste. Ein Faß Bier wird angezapft.

Bruthas Mathilde strahlt wie ein Zinnober. Drei Kinder hat sie zu Hause, die sind in der Obhut der Großmutter. Nun tanzt sie mit ihrem Mann. Sie tanzen in einem fremden Ort, und alles ist so schön, als wenn man noch einmal ganz jung ist. Der Brutha und seine treue Mathilde, sie wiegen sich zärtlich im Walzertakt, und dabei flüstert sie ihm selig ins Ohr...

„Erhard...“

„Liebste...“

Da legt er die Wange an ihre Wange, so tanzen sie, so tanzen sie in eine Seligkeit hinein und halten die Augen geschlossen wie in jungen Jahren — wie in jungen Jahren...

Auch Sebald tanzt mit seiner Frau. Auch der dicke Rudelswald mit seiner Kleinen. Auch Hein Droda mit Elschen. So muß ein Sonntag sein, er muß spürbar sein in allen Fasern des Leibes, er muß sein wie ein klarer Quellbach, sprudelnd und überschäumend, um dann glücklich zu verrinnen in weiten, weichen Ufern...

Am Abend ist aus allen eine große Familie geworden. Man führt die heißen Köpfe hinaus in die erquickende Nachtluft. Unter kahlen Bäumen gehen dunkle Schatten eng umschlungen. Hein Droda steht unter der Gartenpforte und sieht den Rudelswald, wie er mit seinem kleinen Heiratsangebot Küsse tauscht. Nun ist auch er dahintergekommen. Schnell eilt er in den Saal, tanzt mit Else und nimmt leise flüsternd Anlauf:

„Ach, Fräulein Else, es ist so warm...“

„Ja, sehr warm, Herr Droda...“

„Wir könnten vielleicht — wenn ich drum bitten darf...“

„O gern, Herr Droda...“

Und nun verschwinden sie und gehen dunkle, süße Wege. Hein hat des Mädchens Hand ergriffen und preßt sie fest an sich.

„Ein schöner Abend, Fräulein Else...“

„Ja“, erwidert sie leise. Und nach einer Pause geht Hein einen Schritt weiter.

„Ich freue mich sehr, daß Sie mitgekommen sind — daß ich Sie kennenlernte...“

Ihr Händchen drückt zärtlich seine Hand. Es ist eine Innigkeit, es ist, daß das Herz plötzlich stehenbleibt, um dann um so ungestümer loszulegen.

Im Saal tanzt der Bauführer Lauterbach unentwegt mit Hella Lucius.

(Fortsetzung folgt)

Kameraden zwischen Himmel und Erde

Roman von Heinz Oskar Wuttig

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(2. Fortsetzung.)

Im vorhergehenden Kapitel wurde erzählt:

Klein fragt seinen Freund Matthias Hauff, warum er eigentlich nicht heirate, und Hauff gesteht, daß er nicht heiraten kann, weil er sich der Fliegerei mit ihren Zufälligkeiten verschworen hat. An Aenne Lenz denkt er mit dem Gefühl herzlicher Freundschaft. Und doch ist er etwas verwundert, als er in ihrer Wohnung den bekannten Arzt Dr. Wauer trifft. Wauer ist von einer längeren Reise zurückgekehrt und hat sofort die Bildhauerin Lenz aufgesucht. Er ist mit ihren Arbeiten nicht mehr zufrieden und sagt ihr das unumwunden. Sie soll aus der engen Umgebung heraus, und Wauer stellt ihr seine Hilfe zur Verfügung. Aenne Lenz wird ein Gefühl des Unbehagens nicht los, wenn sie mit Wauer allein ist. Auch jetzt wieder deutet er an, daß er vor seiner Reise um ihre Hand angehalten hat. Er will warten, meint er seelenruhig, während Aenne ihn noch einmal daran erinnert, daß sie für ihn nur menschliche Wertschätzung empfinde. Das Gespräch droht, plötzlich eine peinliche Wendung zu nehmen, als Hauff erscheint. Die Begrüßung der beiden Männer ist korrekt, in dem weiteren Gespräch zeigt sich Wauer unliebenswürdig und beinahe taktlos.

Wangenheim war also in Amerika! Seltsames Zusammentreffen, daß er gerade mit Wauer . . . Matthias erinnerte sich natürlich noch ganz genau an Gustl Wangenheim. Er war im Kriege ein junger, schneidiger Flieger gewesen, auch er war dann in der Nachkriegszeit bei Spohr u. Comp. gelandet, später verschwand er jedoch bald wieder aus Hauffs Gesichtskreis. Nun hate es ihn in Boston erwischt. Armer Gustl! dachte Matthias.

Eine kurze Weile ging das Gespräch zwischen den beiden Männern noch hin und her. Hauff versuchte noch einmal, auch in Dr. Wauers Sphäre vorzustoßen. Aber er fand keinen Ansatzpunkt. Schließlich erhob sich Wauer aus seinem Sessel. Er schien sich verabschieden zu wollen. Auch Aenne und Hauff standen auf.

„Uebrigens, Fräulein Aenne", fing da Wauer noch einmal an. „Ich möchte morgen abend gern mit Ihnen in die Oper gehen. Sie werden nichts dagegen haben, Herr Hauff, ich muß mich jetzt wieder etwas um Fräulein Lenz kümmern."

Das war der erste scharfe Schuß. Hauff zwang sich noch zu einem verbindlichen Lächeln. Er wollte in Aennes Gegenwart nicht ungezogen sein . . . aber zum Teufel . . .

„Sehr freundlich, Herr Doktor", antwortete Aenne, „aber ich habe mich bereits mit Herrn Hauff verabredet. Du hast doch die Karten besorgt, Matthias?"

Nein, Hauff hatte keine Karten. Die Vorstellung war ausverkauft gewesen, und er mußte gestehen, daß er zu spät gekommen war.

„Aber Sie werden auch keine Karten mehr bekommen, Herr Wauer", bemerkte er zu dem Doktor. „Wenn Sie sich nicht schon welche besorgt haben."

Wauer drehte sich lächelnd zu ihm um.

„Keine Sorge, Herr Hauf. Wenn ich in die Oper gehen will, dann bekomme ich Karten, auch wenn das Haus ausverkauft ist. Also, Fräulein Aenne, ich freue mich, daß ich Ihnen unter diesen Umständen doch noch den Besuch der Oper bieten kann."

Diese nochmalige Einladung bedeutete eine offensichtliche Brüskierung Hauffs. Auch Aenne fühlte das. Wenn Matthias sich jetzt nur beherrschte! — Schade, sie hätte Toska gern gehört, aber nun . . . Sagte Matthias etwas? . . . Nein, er stand steif hinter ihr und wartete auf ihre Entscheidung. Ja, so sind die Männer, dachte Aenne, dann aber sagte sie zu Wauer:

„Nein, Herr Doktor, es geht nicht . . ."

Hinter sich hörte sie jetzt auch Hauffs Stimme.

„Mit Fräulein Aenne bin ich nämlich morgen auf jeden Fall zusammen, es tut mir leid . . ."

„Dann darf ich mich verabschieden", sagte Wauer kurz. Sein etwas spöttisches Lächeln behielt er, und Hauffs Bemerkung schien er vollkommen überhört zu haben.

Aenne und Matthias Hauff brachten ihn zusammen ins Vorzimmer. Wauer zog sich an, küßte Aenne die Hand, nickte Hauff zu, drehte sich in der Tür noch einmal um und sagte lächelnd: „Also bis morgen, Fräulein Aenne!". Dann grüßte er und war fort.

„Ein reizender Mensch!" sagte Hauff, als er mit Aenne ins Atelier zurückging.

Das war also der Herr Doktor Wauer!

Schade, daß diese erste Begegnung mit ihm in Aennes Wohnung stattgefunden hatte. Aber vielleicht kam noch eine Gelegenheit, bei der er dem Arzt zeigen konnte, daß man mit einem Lächeln allein nicht über einen Matthias Hauff hinwegkommt. Es war ja eigentlich eine Frechheit von dem anmaßenden Herrn!

Auch Aenne hatte es so empfunden, aber sie versuchte, den Eindruck zu mildern.

„Bist du verstimmt?" fragt sie zärtlich und setzte sich zu ihm auf die Sessellehne. „Aber sieh, so ist er nun einmal. Der große Arzt mit Macht, mit Geld und einem bekannten Namen. Er glaubt, alles erreichen zu können."

„Aber mit welchem Recht bricht er immer wieder in dein Leben ein?" fiel Hauff heftig ein. „Ich verstehe das nicht, als Mann schon nicht. Man liebt einen Menschen, schön; aber wenn man sieht, daß man mit seinen Gefühlen bei diesem Menschen gar nicht landen kann, so nimmt man seinen Hut und bemüht sich wenigstens noch um einen guten Abgang. Oder hat die dieser Nachmittagsbesuch vielleicht Freude gemacht?"

Hauffs Erregung hate sich gesteigert. Seine Nerven — nun ja, es war heute ein bißchen viel gewesen. Der dritte Bruch in zwei Wochen, und jetzt die Viertelstunde, in der er sich gewaltsam zur Ruhe und Zurückhaltung gezwungen hatte.

„Was wollte er denn eigentlich von dir?"

„Sich nachdrücklich in Erinnerung bringen", sagte Aenne, und dann erzählte sie von dem Gespräch mit Wauer, das die halbe Stunde vor Matthias' Kommen ausgefüllt hatte.

Hauff unterbrach sie nicht. Aber während Aennes Bericht starrte er auf den Sessel, in dem Wauer vorhin gesessen hatte, und ihm war, als füllte ein Schatten den Platz aus, der Schatten des großen Rivalen. Was gestern noch eine Lächerlichkeit war, verdichtete sich jetzt zu einem Gefühl. Unsinn, dachte er aber dann und schüttelte es ab. Aenne war ja da. Er spürte ihre Nähe . . .

„Hast du Angst um mich?" fragte ihre weiche Stimme.

Da zog er sie an sich. Angst um Aenne — nein, das Gefühl hatte er nicht.

*

In einer stillen Straße lag die Klinik Dr. Wauers. Alte hohe Bäume umstanden in einem parkartigen Garten das Haus. Dr. Andreas Wauer, von Haus aus vermögend, hatte es vor zwölf Jahren billig erworben und im Laufe der Zeit, die ihm einen wachsenden Zustrom von Patienten gebracht hatte, war die große Villa zu einer Klinik umgebaut worden, die den modernsten Anforderungen genügte.

Der große Anbau, der den Operationssaal, das Röntgenzimmer und die Bestrahlungsräume umschloß, war allerdings erst vor vier Jahren erstanden. Ein östlicher Flügel enthielt im ersten Stock Wauers Privatwohnung.

Es war kurz nach zehn Uhr. Im Vorzimmer saß die Oberschwester und zog die Temperaturkurve der Patienten mit Tinte aus. Dr. Wauer und der Assistenzarzt Dr. Bentrup mußten die Vormittagsvisite gleich beendet haben.

Schwester Hanna zog Strich um Strich Temperatur mit blauer und Puls mit roter Tinte. Dazwischen horchte sie hinaus auf die Treppe.

Heute war der vierte Tag nach der Rückkehr Dr. Wauers aus Amerika. Wie lang das Jahr gewesen war! Wie hatte sie auf den Tag gewartet, an dem sie seinen Schritt zum erstenmal wieder auf der Treppe vernehmen würde! Und nun hatte er außer der Begrüßung und dem ersten Händedruck noch nicht ein persönliches Wort für sie gehabt. Nur einmal, am ersten Tage, war er ihr im Gang begegnet und hatte kurz gesagt: „Ich danke Ihnen, Schwester Hanna!" — Das war alles gewesen, was er ihr über die vielen Berichte gesagt hatte, die sie ihm wöchentlich ein ganzes Jahr hindurch über den Ozean hatte schicken müssen, während er drüben in den Staaten Vorträge und Vorlesungen in Universitäten, Krankenhäusern und auf Kongressen hielt.

Zeichnung: Harder — M.

„Hast du Angst um mich?" fragte ihre weiche Stimme. Angst um Aenne, nein, das Gefühl hatte er nicht.

Sie dachte jetzt darüber nach, wie sie sich zuerst dagegen aufgelehnt hatte, als er sie vor seiner Abreise um diesen Dienst bat. Schon vor zwei Jahren, als das junge Mädchen, diese Aenne Lenz, hier auf Zimmer drei lag, versuchte sie immer wieder, sich vor ihren Chef zu stellen und den Eindruck abzuschwächen, den die Patientin auf ihn gemacht hatte.

Oh, Schwester Hanna hatte gute Augen, die eifersüchtig über den Doktor wachten, und sie hatte mit der Zeit auch gemerkt, daß seine Zuneigung in keiner Weise erwidert wurde. Sie hatte gefühlt, wie sehr er darunter litt, sie hatte mit einer gewissen Befriedigung geahnt, daß er sich auch später, als Fräulein Lenz längst wieder aus der Klinik verschwunden war, bei seinen Bemühungen um sie eine erneute Absage geholt hatte. Wie tief er aber in seine Leidenschaft verstrickt war, hatte sie erst vor einem Jahr bei seiner Abreise empfunden, als er ihr auftrug, ihm Bericht über das Leben und das Schicksal der Aenne Lenz zu geben.

Warum hatte sie ihm auch damals von dem Zufall erzählen müssen, daß ihre Schwester Gertrud am Hafenplatz, dem Atelier von Aenne Lenz benachbart, wohnte! Zwar hätte sie auch dann noch Wauers Forderung rundweg ablehnen können, aber wer hatte die Kraft dazu, irgendeiner seiner Bitten ein Nein entgegenzusetzen.

Und dann war ein Brief nach Boston abgegangen, der zum erstenmal den Namen des Fliegers Hauff enthielt.

Etwas leichter wurde ihr von da ab das Berichteschreiben, und sie lächelte etwas über den Mann, den berühmten Chirurgen Andreas Wauer, der einem Traum nachlief!

Nein, Schwester Hanna verstand ihn nicht mehr. Warum machte er es sich so schwer? Warum kam er nicht zu ihr, die jetzt neun Jahre um ihn war, täglich mit wartenden Gedanken und klopfendem Herzen, das mütterlich und liebebedürftig für ihn schlug! Aber so einfach, so gradlinig war das Leben wohl nicht! Es war wirr und ging krause Wege, und für die fünfunddreißigjährige Oberschwester Hanna Gebhardt war es Prüfung und Versuchung und nicht leicht.

Jetzt hörte sie auf der Treppe die beiden Aerzte zurückkommen. Dr. Wauer trat ein, hinter ihm Dr. Bentrup, Schwester Hanna erhob sich, nahm das Journal zur Hand und notierte die Anordnungen ihres Chefs.

Es war merkwürdig, wie der Zustand der meisten Patienten in den vier Tagen, seit Dr. Wauer wieder anwesend war, eine Wandlung zum Besseren erfahren hatte. Gleich am ersten Tage hatte sich Wauer wieder auf seine beruflichen Aufgaben gestürzt, überwachte persönlich die Pflege und Behandlung jedes einzelnen Falles, und das, was Wauer letzthin aus seinen großen chirurgischen Erfolgen, den Ruf eines genialen Arztes eingetragen hatte, zeigte sich wieder: seine einfühlende Art, mit Kranken umzugehen, sein Wille und seine Kraft, die er auf seine Patienten zu übertragen vermochte, halfen die Krankheit besiegen. Betrat Wauer ein Krankenzimmer, so löste er sich wie aus einer harten Schale, und der Mensch und Arzt Andreas Wauer, helfend, tröstend und heilend, wurde sichtbar.

Ruhig, bestimmt und klar waren jetzt seine Anordnungen, die Schwester Hanna ins Journal eintrug. Zum nächsten Morgen wurde eine neue Operation angesetzt, Personal und Pflegedienst wurde noch besprochen, dann war die Unterredung beendet. Dr. Wauer und sein Assistent wandten sich zur Tür. Ein enttäuschter Blick von Schwester Hanna folgte dem Chef. Jetzt würde sie ihn erst am Nachmittag wiedersehen.

Kurz vor Mittag half Hanna im Laboratorium Dr. Bentrup bei bakteriologischen Untersuchungen. Dr. Bentrup war ein junger, ehrgeiziger und überaus tüchtiger Arzt, der die Klinik während Wauers Abwesenheit glänzend geführt hatte. Aber jetzt war er doch froh, die Hauptlast der Arbeit und Verantwortung wieder in Wauers Hände zurücklegen zu können.

„War der Chef heute nacht auf der Station?" fragte Dr. Bentrup, als er den Bunsenbrenner anzündete.

„Ja", sagte Schwester Hanna, „er war unten. Schwester Luise rief ihn um vier Uhr nach Zimmer acht."

Dr. Bentrup schüttelte den Kopf. „Er übernimmt sich wieder. Wir müssen versuchen, ihm wenigstens das abzunehmen, Schwester Hanna. In der ersten Nacht hat er hier bis drei Uhr gesessen, in der zweiten bis fünf Uhr Operation, gestern wieder um vier Uhr heraus. Und dann jeden Morgen pünktlich zur Visite, das kann er ja nicht aushalten."

Schwester Hanna sah auf.

„Wieso", fragte sie. „Hat er sich beklagt? Oder hat er sich an Ihnen wieder einmal etwas ausgetobt?" fügte sie begütigend hinzu.

„Ach was", sagte Dr. Bentrup, „aber es ist doch klar, der Mann hat drüben wie ein Tier gearbeitet und kommt gleich hier in den Hochbetrieb hinein. — Denken Sie, vorhin treffe ich ihn im Röntgenarchiv am Schreibtisch sitzend. Erst dachte ich, er sei eingeschlafen. Aber dann sah ich, wie er unbeweglich vor einer Aufnahme saß und sie anstarrte. Völlig versunken, wie ich ihn nie gesehen habe. Plötzlich winkt er mich heran, zeigt auf das Blatt und fragt mich: „Was ist das, Bentrup?" Es war das Kardiogramm, die Herzaufnahme einer früheren Patientin — erinnern Sie sich an das Fräulein Lenz vor zwei Jahren?"

Schwester Hanna legte das Reagenzglas aus der Hand, sah Dr. Bentrup an und nickte stumm. Der fuhr fort:

„Was ist das, Bentrup?" fragte er mich noch einmal. Ich sah genauer hin und sagte dann: „Das ist eine ausgeheilte Herzbeutelverbreiterung, Herr Doktor!" „Unsinn", sagte er da mit einer seltsamen Betonung. „Es ist Traum und törichter Wunsch, Qual, Hoffnung und Inhalt des Lebens, das ich führe!" — Verstehen Sie das, Schwester Hanna? Ich bin dann weggegangen. Er ist ja völlig überarbeitet."

Die Oberschwester sagte nichts dazu. Ja, Dr. Bentrup konnte das ja auch wohl nicht verstehen. Sie war die einzige, der Dr. Wauer einmal einen Blick hinter den Vorhang seines Gefühlslebens gestattet hatte. Sie hatte ihn sich teuer erkauft mit Aufruhr und Schmerz ihres zurückgewiesenen Herzens.

Dr. Andreas Wauer saß um diese Zeit längst wieder in seinem Sprechzimmer. Die kleine Schwäche, die ihn oben im Archiv plötzlich überfallen hatte, war energisch abgestreift. Er war ganz wieder der alte und traf jetzt die Dispositionen für den Ablauf des Tages.

Soeben telephonierte er mit seinem Chauffeur in der Garage. Um vier Uhr war er zu einem Besuch eines Kolgen angemeldet. Das dauerte bis kurz vor sechs Uhr.

„. . . Sie bringen mich dann zurück, und um halb acht fahren Sie den Wagen dann zum Hafenplatz vier . . . Fräulein Lenz . . . jawohl. Und dann zur Oper, verstanden? Ja, ich gebe Ihnen noch Bescheid!"

Das Gespräch mit dem Chauffeur war beendet. Wauer legte den Hörer auf. Draußen wartete neue Arbeit auf ihn.

*

Am Nachmittag war Matthias draußen in Adlershof seinen letzten Flug beendet. Es war dabei geblieben, wie man es besprochen hatte. Die drei „Sperber" behielten die leichten Motoren.

Dr. Hertslett und der ganze Konstruktionsstab hatten den Probeflügen zugesehen. Als Hauff nun mit der letzten Maschine zur Halle rollte, lief ihm Jaenisch als erster entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Erntegut — Volksgut. Ernteschaden — Volksschaden. Erntebrand — Verratenes Vaterland

Wie schreibe ich an die Front?

Jeder Teilnehmer des Weltkrieges weiß, mit welcher Freude der Soldat an der Front jedes Lebenszeichen aus der Heimat begrüßt. Deshalb hat auch das nationalsozialistische Deutschland beim Neuaufbau der Feldpost unter Berücksichtigung der Erfahrungen des Weltkrieges wesentliche Verbesserungen getroffen, die einen schnellen Briefverkehr zwischen der Front und der Heimat sicherstellen. Die neue deutsche Feldpost ist größtenteils motorisiert. Große Autobusse sind zu Feldpostämtern ausgestattet worden, die der Truppe auch auf ihrem stürmischen Vormarsch durchaus zu folgen vermögen. Eine weitere Verbesserung besteht darin, daß jetzt auch die kleinsten Truppenteile eine Feldpostnummer erhalten haben, so daß Aenderungen der Feldpostnummer bei Truppenverschiebungen wegfallen und damit selbstverständlich auch eine neue Wartezeit. Der Briefverkehr zwischen Front und Heimat kann aufgenommen werden, sobald der Soldat auf einer vorgedruckten Karte seine Anschrift bekanntgegeben hat, die aus einer fünfstelligen Feldpostnummer und der Mitteilung einer Postsammelstelle besteht. Zum Verkehr mit der Feldpost sind vorläufig gewöhnliche Briefe bis zu einem Gewicht von 250 Gramm sowie Postkarten und Postanweisungen zugelassen. Sämtliche Sendungen von der Heimat nach der Front und von der Front nach der Heimat sind selbstverständlich, wenn in der Anschrift oder in der Absenderangabe eine Feldpostnummer erscheint, gebührenfrei. Zu einem späteren Zeitpunkt wird auch die Absendung von Päckchen und Paketen aufgenommen werden. Die Feldpostsendungen werden nach ihrer Aufgabe zunächst der Postsammelstelle zugeleitet und von dort, nach Feldpostnummern geordnet, mit der Eisenbahn oder mit dem Kraftwagen auf schnellstem Wege dem zuständigen Feldpostamt übermittelt. Von diesen Aemtern werden die Feldpostsendungen von den Kommandos der einzelnen Verbände abgeholt, die sie dann an die Wehrmachtangehörigen verteilen. Umgekehrt verläuft der Weg der Sendungen der Soldaten an ihre Angehörigen in der Heimat.

Zivilbevölkerung und Kriegsgefangene

Von zuständiger Stelle wird mitgeteilt: In diesen Tagen kommen zahlreiche in Gefangenschaft geratene polnische Soldaten nach Deutschland. Sie werden in vorbereiteten Gefangenenlagern untergebracht. Wer ihnen begegnet, soll sich nicht um sie kümmern; weder Haß noch Mitleid ist am Platze. Es entspricht nicht deutschem Wesen, einen waffenlos gewordenen, in Gefangenschaft geratenen Soldaten zu beschimpfen. Aber auch Mitleidsbezeugungen sind nicht am Platze. Die Gefangenen werden ausreichend ernährt. Wenn sie um Zigaretten oder etwas anderes bitten, so ist dies höflichst aber bestimmt abzulehnen. Man tut am besten, Kriegsgefangenen gegenüber Schweigen zu beobachten. Neugieriges Herandrängen ist unwürdig. Das gleiche gilt für das Beschaffen von Erinnerungsstücken wie etwa Schulterstücken, Knöpfen oder Ordensauszeichnungen. Auch diejenigen, die dienstlich mit Gefangenen in Lagern zu tun haben, wie etwa Kantinenpersonal, Lagerlieferanten, Handwerker usw., müssen sich im Intresse der Landesverteidigung völliger Zurückhaltung befleißigen. **Auf das schwerste strafbar macht sich derjenige, der einem Kriegsgefangenen zur Flucht verhilft; er begeht Landesverrat. Das trifft auch für jede Art heimlicher Nachrichtenübermittlung einschl. Briefen usw. von und an Kriegsgefangene zu.** Es besteht die Gefahr, daß für die Landesverteidigung wichtige Meldungen auf diesem Wege übermittelt werden, die den Tod zahlreicher eigener Soldaten herbeiführen können. Völlige Zurückhaltung gegenüber Kriegsgefangenen ist das Gebot für jeden Deutschen.

Verschärfung der Reichsmeldeordnung

Zum Schutz des bedrohten Vaterlandes.

Das Interesse der Landesverteidigung erfordert eine genaue Ueberwachung des Personenverkehrs, damit Sabotageakte an den für das deutsche Volk lebenswichtigen Betrieben verhütet und die zur Landesverteidigung notwendigen Maßnahmen vor Spionage geschützt werden. Durch eine Verordnung des Reichsinnenministers Dr. Frick sind in Deutschland bis auf weiteres die Bestimmungen der Reichsmeldeordnung verschärft worden. Jeder Volksgenosse trägt zum Schutz des bedrohten Vaterlandes bei, wenn er die Vorschriften bei An- und Abmeldung, bei Wohnungs- und Wohnortwechsel selbst genau beachtet und auch seinerseits darüber wacht, daß sie von jedermann genau beachtet werden.

Die Frist zur Anmeldung beim Beziehen einer Wohnung, ebenso die Meldefrist beim Ausziehen aus einer Wohnung wird von einer Woche auf drei Tage herabgesetzt. Ausländer und Staatenlose haben sich binnen 24 Stunden bei der Meldebehörde an- bzw. abzumelden. Ausländer können sich bei der Abgabe der Anmeldung bei der Meldebehörde nicht vertreten lassen. Wenn sie durch ernstliche Krankheit verhindert sind, haben sie das der Meldebehörde unter Beibringung einer ärztlichen Bescheinigung schriftlich mitzuteilen.

Die genannten Meldevorschriften finden auch auf Personen Anwendung, die in einer Gemeinde des Inlandes gemeldet sind und besuchsweise in einer anderen Gemeinde bei Verwandten oder Bekannten wohnen. Die binnen 24 Stunden zu erstattende Meldung beherbergter Personen in Beherbergungsstätten wird auf alle Beherbergungsstätten ausgedehnt, also auch auf Sportheime, Wanderheime, Jugendheime und Jugendherbergen. Ebenso haben alle Privatpersonen, die Fremden kurzfristig entgeltlich oder unentgeltlich Unterkunft gewähren, die Beherbergten zu melden. Die bisherigen Erleichterungen für Reisegesellschaften und für den Wochenendverkehr werden aufgehoben.

Wichtig ist ferner die Bestimmung, daß die Inhaber oder Leiter von Beherbergungsstätten verpflichtet sind, sich die Ausweispapiere aller Beherbergten, auch der deutschen Staatsangehörigen, vorlegen zu lassen und entsprechende Vermerke auf dem Meldeschein zu machen. Der Beherbergte ist verpflichtet, seine Ausweispapiere dem Wohnungsgeber für die Nacht nach der Ankunft zur Aufbewahrung zu übergeben. Die Verordnung gilt nicht für die Ostmark.

Die Praxis des Textilwarenbezugs

Lockerung der Bezugscheinpflicht bevorstehend.

Der Generalreferent im Reichswirtschaftsministerium, Präsident Hans Kehrl, äußerte sich einem Pressevertreter gegenüber ausführlich über den Zweck und die Handhabung der Bezugsscheine, soweit sie sich auf Textilwaren beziehen.

Auf die Frage, welcher Zweck mit den Bezugsscheinen angestrebt wurde, antwortete Präsident Kehrl folgendermaßen:

„Die Verbrauchsregelung für Spinnstoffwaren und Schuhwaren, die als Vierte Durchführungsverordnung zur Verordnung zur vorläufigen Sicherstellung des lebenswichtigen Bedarfs des deutschen Volkes am 27. August 1939 erlassen wurde, diente dem Zweck, unter allen Umständen den Warenbedarf der Bevölkerung und insbesondere der werktätigen Volksgenossen auf lange Zeit sicherzustellen.

Sie erschien deshalb plötzlich, so daß sowohl die Käuferschaft wie der Einzelhandel davon überrascht waren. Diese Plötzlichkeit war jedoch notwendig, um nicht von vornherein das Gelingen der mit der Verbrauchsregelung angestrebten Absichten zu gefährden. Mit dem Bezugsschein mußte auf jeden Fall verhütet werden, daß der Vorsprung, den die Volksgenossen mit höherem Einkommen gegenüber der weniger bemittelten Bevölkerung haben, ausgenutzt werden konnte.

Hätte man für den Bezugsschein eine Anlaufs- oder Uebergangszeit eingeführt, so würde es trotz aller guten Gesinnung, die sich gerade in den letzten Wochen im deutschen Volke so prachtvoll bewährt hat, unvermeidbar gewesen sein, daß — je nach dem Geldbeutel des einzelnen — Hamsterkäufe getätigt worden wären, und daß damit der Bestand an greifbaren und für die Verteilung unter die Gesamtheit des deutschen Volkes bestimmten Waren erheblich verringert worden wäre. Der Einzelhandel hat darüber hinaus auch dafür gesorgt, daß in der Verbraucherschaft keinerlei Unruhe entstand.

Da die Läden und Geschäfte geöffnet blieben, konnte sich jeder Verbraucher davon überzeugen, daß wir bei gerechter Verteilung — unter Berücksichtigung des absolut notwendigen Bedarfs — in Deutschland um die Kleidung ebensowenig wie um die Ernährung besorgt sein müssen. Hierbei ist allerdings Voraussetzung, daß wir uns nicht allein von eigenen Wünschen leiten lassen, sondern diese soweit zurückstellen, wie es die Sicherung des wirklich dringenden Bedarfes erfordert.

Die Handhabung der Ausstellung von Bezugsscheinen erläuterte Präsident Kehrl wie folgt:

Die Ausgabe der Bezugsscheine ist den Wirtschaftsämtern übertragen worden. Ihren Beamten erwächst eine besondere Verantwortung, die sowohl Takt wie gesunden Menschenverstand im besonderen Maße erfordert. Richtlinien von oben müssen hier ergänzt werden durch das Geschick des Beamten und sein besonderes Verständnis für die Lage des Antragstellers. Der Beamte wird dann seine Entscheidungen richtig treffen, wenn er sich den Sinn der Verbrauchsregelung ständig vor Augen hält. Er muß sich bewußt sein, daß die gleichmäßige Deckung des Bedarfs der ganzen Bevölkerung in seinen Händen liegt. Der Beamte wird — wenn er sich mit jedem Fall nicht bürokratisch, sondern menschlich befaßt — in der Unterhaltung mit dem Antragsteller, in der Beurteilung seines Auftretens und seiner Lebensverhältnisse erkennen, ob er es mit echtem Bedarf oder getarnter Hamsterei zu tun hat. Diese Psychologie, dieses Hineindenken in die Umstände des einzelnen Falles, wird es in den meisten Fällen dann überflüssig machen, daß die Behörde inquisitorische Maßnahmen trifft, um den wirklichen Bedarf festzustellen.

Wirklicher Bedarf wird gedeckt

Wir wollen keine Kleiderschrankschnüffelei, sondern verständig urteilende Beamte. Dies hat allerdings zur Voraussetzung, daß die Verbraucherschaft durch ihr eigenes Verhalten dazu beiträgt, daß die Behörde der unangenehmen Notwendigkeit enthoben wird, unpopulär zu verfahren.

Wirklicher Bedarf wird und kann gedeckt werden. Dem Bedürfnis aber, mit Hilfe des Bezugsscheines kleine Hamsterlager anzulegen, wird der Beamte durchaus kein Verständnis entgegenbringen. Etwa vorhandene Befürchtungen, daß der Antragsteller sich einem hochnotpeinlichen Verfahren unterwerfen muß, werden verschwinden, sobald es sich herumgesprochen hat, daß niemand besorgt sein muß, der wirkliche und echte Sorgen um seine Kleidung hat.

Die ergänzende Frage, ob in absehbarer Zeit mit einer Lockerung der Bezugsscheinpflicht zu rechnen sei, wurde von Generalreferent Kehrl positiv beurteilt. Der Bezugsschein sollte zunächst einen Riegel vorschieben, um willkürliche und ebenso unnötige wie unerwünschte Käufe zu unterbinden. Er sollte darüber hinaus der Verbraucherschaft — zusammen mit dem Handel und der Industrie — die Erkenntnis vermitteln, daß in der heutigen Zeit die Wünsche des einzelnen hinter die Interessen der Gesamtheit zurücktreten müssen. Dieser Zweck ist schon jetzt erfüllt. Das geht nicht nur daraus hervor, daß auch nach der Einführung des Bezugsscheins Disziplin herrscht, sondern daß selbst die nicht bezugsscheinpflichtigen Waren mit nur normalen Umsätzen gekauft werden.

Da nunmehr für die Lenkung der Textilproduktion und damit für die Versorgung Großdeutschlands mit Textilwaren durch den Sonderbeauftragten für die deutsche Spinnstoffwirtschaft und durch die Reichsstellen einheitliche Richtlinien aufgestellt sind, wird es sich ermöglichen lassen, bereits in den nächsten Tagen die Reihe der freien Waren zu erweitern. So werden Waren freigegeben werden, die saisonbedingt sind oder nicht der Deckung des unbedingt lebenswichtigen Bedarfs dienen. Dies trifft z. B. zu für: Teppiche, Gardinen, Handarbeitsgarne, Kissen, Diwandecken, kunstseidene Kaffeedecken, Mieder, Abendkleidung u. ä., ebenso sollen Scheuertücher, Wischtücher und ähnliche Wirtschaftsartikel freigestellt werden.

Wir wissen die Schwere der Aufgabe der deutschen Hausfrau sehr wohl zu schätzen und wollen sie der Pflicht entheben, wegen jedes einzelnen Scheuertuches den Gang zum Wirtschaftsamt antreten zu müssen.

Die Bezahlung von Mehrarbeit

Nach einer Bekanntmachung des Reichstreuhänders der Arbeit für das Wirtschaftsgebiet Schlesien ist der Grundstundenlohn nach wie vor für jede Mehrarbeits- oder Sonntagsstunde entsprechend den bisherigen Bestimmungen oder Vereinbarungen zu zahlen. Durch die Kriegswirtschaftsverordnung ist unter anderem bestimmt, daß Zuschläge für Mehrarbeit, Sonntags-, Feiertags- und Nachtarbeit nicht mehr zu zahlen sind. Wie aus zahlreichen Anfragen hervorgeht, wird trotz des klaren Wortlauts der Verordnung teilweise die Auffassung vertreten, daß hierdurch ein Verbot der Bezahlung für Mehrarbeit überhaupt ausgesprochen sei. Das ist nicht der Fall.

Kontrolle des Kraftwagenverkehrs

Luxusfahrten sind ein Verbrechen gegen den Staat

Amtlich wird mitgeteilt: „Trotz der Aufforderung, das Kraftwagenfahren auf unbedingt notwendige Fälle zu beschränken und von Fahrten zu privaten Zwecken völlig abzusehen, finden sich noch immer Kraftfahrer, die sich über diese heute selbstverständlichen Gebote hinwegsetzen. Diese Kraftfahrer werden nochmals darauf hingewiesen, daß die Tankausweiskarten keine Freibriefe zur unbeschränkten Benutzung der Wagen sind. Bei der Aushändigung der Karten wird vielmehr erwartet, daß der Kraftstoff nur zu den Zwecken verbraucht wird, die für die Begründung des Antrages auf Gewährung von Tankausweiskarten angegeben worden sind.

Sollten in Zukunft Kraftfahrer festgestellt werden, die ihre Wagen nur zur Bequemlichkeit oder zum Vergnügen fahren, so würden ihnen sofort die Tankausweiskarten entzogen oder die Wagen stillgelegt werden. Bei grobem Mißbrauch der Tankausweiskarten müssen die Kraftfahrer außerdem damit rechnen, daß sie bestraft werden.

Die Polizeibehörden werden die Einhaltung dieser Grundsätze, die selbstverständlich auch für alle übrigen Kraftstoffverbraucher gelten, überwachen."

Zu der vorstehenden Anordnung schreibt die „Volkswirtschaftliche Korrespondenz" u. a.:

Weil Benzin so unendlich wichtig ist, wurde der Tankausweis geschaffen, der allein zum Bezug des Treibstoffs berechtigt. Der Tankausweis ist gewissermaßen eine Legitimation nur für unbedingt wichtige Fahrten. Er zieht eine Grenze zwischen Kraftwagen, die für lebensnotwendige Zwecke laufen müssen, und solchen, die angesichts der großen Aufgaben der Nation in der Garage bleiben müssen.

Eine auch nur oberflächliche Betrachtung der Straßen und Plätze zeigt, daß die Zahl der Personenwagen, die auch heute noch fahren, sehr groß ist. Müssen alle diese Wagen in Betrieb sein? Die Frage ist bestimmt nicht durchgängig zu bejahen. Der Landrat eines Berlin benachbarten Kreises hat in dieser Hinsicht eine Kontrolle durchführen lassen. Diese Probe aufs Exempel fiel nicht so aus, wie man es erwarten durfte. Von 556 kontrollierten Kraftfahrzeugen befanden sich nach den eigenen Aussagen der Fahrer 466 auf Spazier- und Ausflugsfahrten.

Wer nicht hören will, muß fühlen!

So geht das auf keinen Fall weiter! Der Tankausweis ist kein Freifahrtschein für Leute, die auch heute noch nicht von ihrer Bequemlichkeit ablassen wollen, und noch viel weniger für Fahrer, die gewissenlos das kostbare Benzin für wilde Fahrten verbrauchen. Hätten alle Besitzer einer Tankausweiskarte so viel Disziplin und so viel Anstandsgefühl, wie es die Staatsführung voraussetzte, als sie den Tankausweis schuf, dann könnten und dürften heute keine Autos mehr vor den Restaurants und den Kaffeehäusern, an den Tennisplätzen und in der Nähe von Badeplätzen parken.

Leider ist das heute noch so. Die Feststellung ist bedauerlich. Sie führt aber zwangsläufig dazu, daß diese Mißstände radikal beseitigt werden. Sie müssen beseitigt werden, eben weil für Vergnügungs- und Bequemlichkeitsfahrten kein Tropfen Benzin mehr verschwendet werden darf — aus Gründen der Staatsraison und der staatlichen Selbsterhaltung. Im Augenblick, wo ein Appell an das Anstandsgefühl und das Pflichtbewußtsein nicht von hundertprozentiger Wirkung ist, müssen andere Maßnahmen angewandt werden. Dabei wird niemand erwarten wollen, daß man ihn mit Samthandschuhen anfaßt. Wer sich einen Tankausweis verschafft hat, um ihn dann mißbräuchlich zu verwenden, darf sich nicht wundern, wenn man ihm den Ausweis sofort entzieht und sein Fahrzeug beschlagnahmt. Leute, die sich Benzin erschleichen oder es aus privaten „Tankstellen" in der Form von in der Garage aufgestapelten Kanistern beziehen, sind nicht besser als Hamsterer in Lebensmitteln, im Gegenteil!

Es ist keine Schande, in der Straßenbahn zu fahren. Die Wichtigkeit, das Ansehen und der Ruhm einer Person sind nicht abhängig von dem großen Sportkabriolett, das man benutzt.

Unsere Soldaten bringen andere Opfer als das eines Verzichts auf Luxusfahrten. Der Staat wird, wenn es keine andere Möglichkeit der Belehrung mehr gibt, so deutlich werden müssen, daß es wahrscheinlich zu empfehlen ist, sich von selbst darauf zu besinnen, was man in ernsten Zeiten der Allgemeinheit schuldig ist.

Bezugscheine für zur Wehrmacht Eingezogene abgeben!

Die Angehörigen eines zur Wehrmacht Eingezogenen (bei alleinstehenden Personen der Hauswart) haben die Bezugsscheine des Eingezogenen bei der Gemeindeverwaltung sofort abzugeben. Zuwiderhandlungen werden gemäß § 4 der Verordnung zur vorläufigen Sicherstellung des lebenswichtigen Bedarfs des deutschen Volkes vom 27. August 1939 — RGBl. I S. 1498 bestraft.

Fortfall der Wochenendheimfahrten

Die Bestimmungen über Wochenendheimfahrten zählen zu den Vorschriften über Urlaub. Sie treten daher auf Grund des § 19 der Kriegswirtschaftsverordnung vom 1. September vorläufig außer Kraft. Damit entfällt auch eine Barablösung für Wochenendheimfahrten, soweit solche ausnahmsweise in Tarifordnungen vorgesehen oder sonst zugesichert worden war.

Eisenbahnwagen schnellstens be- und entladen.

Der Pressedienst der Reichsbahndirektion Breslau teilt mit: Der Herbstverkehr stellt alljährlich an sich schon erhebliche Anforderungen an den Güterwagenpark der Reichsbahn. Um so mehr muß bei dem derzeitigen Hochbedarf an Güterwagen von allen Versendern und Empfängern von Wagenladungsgütern die schnellste Be- und Entladung aller Eisenbahnwagen erwartet werden. Dies liegt auch im eigenen Interesse der Ver- und Entlader, da mit Genehmigung des Reichsverkehrsministers das Wagenstandgeld für Wagengattungen ab Montag, dem 11. September, auf das Dreifache der tarifmäßigen Sätze erhöht wird. Die für SS-Wagen bereits früher angeordnete Erhöhung und die besonderen Maßnahmen für Tiefladewagen werden dadurch nicht berührt.

Urlaubsregelung im Bau- und Baunebengewerbe.

Nach § 19 der Kriegswirtschaftsverordnung vom 1. September 1939 treten Vorschriften und Vereinbarungen über den Urlaub vorläufig außer Kraft. Daher sind im Baugewerbe und in den Baunebengewerben Urlaubsmarken mit dem Inkrafttreten der Verordnung, das ist der 4. September 1939, nicht mehr zu kleben. Weiterhin ist das Abheben des Urlaubsgeldes nach § 8 der Tarifordnung über den Urlaub nach dem Markensystem vom 1. Dezember 1937 nicht mehr zulässig. Die Sonderfreigabevermerke des Reichstreuhänders der Arbeit sind bis auf weiteres auf Fälle des versehentlichen oder unrichtigen Klebens von Urlaubsmarken sowie auf Zahlung des Urlaubsgeldes im Todesfall beschränkt.

*** [87. Geburtstag.]** Frau Christiane Welzer, Lieresstraße 4, feiert am Montag, den 11. September ihren 87. Geburtstag.

*** [Fahrt zum Arzt wird ersetzt.]** Ein achtjähriges Kind eines Kassenmitgliedes wurde wegen eines Augenleidens vom Hausarzt zur Behandlung zum Augenarzt in die nächste Stadt geschickt. Im Laufe dieser Behandlung sind Fahrtkosten für das Kind und die Mutter, die ihr Kind stets begleitete, entstanden. Das Reichsversicherungsamt sagt dazu in seiner jetzt in der DAF.-Entscheidungssammlung des Amtes für Rechtsberatungsstellen wiedergegebenen grundsätzlichen Entscheidung folgendes: Zu den Kosten der ärztlichen Behandlung gehören aber auch diejenigen Aufwendungen des Versicherten, welche durch die Zuziehung des Arztes erforderlich werden, insbesondere die Kosten einer Fahrt des Kranken zum Arzt. Die Fahrtkosten zum Arzt sind daher zu erstatten.

Nicht unnötig in Bahnhofshallen aufhalten. Der Pressedienst der Reichsbahndirektion Breslau teilt mit: Bei Fliegerangriffen sind vor allem größere Bahnhöfe bedroht. Die Bevölkerung wird daher ersucht, die Bahnhöfe nicht unnötig aufzusuchen und die Verkehrshallen nicht als Wandelhalle oder Durchgang zu benutzen.

Warenverkehr mit Ostpreußen. Der Pressedienst der Reichsbahndirektion Breslau teilt mit: Wie bereits bekanntgegeben, wird der gesamte Güterverkehr nach und von Ostpreußen zur Zeit über See geleitet. Güter nach allen Empfangsbahnhöfen der RBD. Königsberg (Preußen) können — im Rahmen der für den sonstigen Güterverkehr getroffenen Einschränkungen — von sofort ab wieder aufgeliefert werden. Als Empfänger muß im Frachtbrief die „Deutsche Spedition G. m. b. H." in Stettin, Bestimmungsbahnhof Stettin Gb. genannt sein. Die Anschrift des endgültigen Empfängers in Ostpreußen ist auf der Innenseite des Frachtbriefes anzugeben.

Lies Dein Heimatblatt die „Brockauer Zeitung"

Aerztlicher Sonntagsdienst ab Sonnabend Mittag 12 Uhr Dr. Breitkopf, Große Koloniestraße 7.

Bromberg eine große Trauergemeinde

Der größte Teil der volksdeutschen Männer bestialisch gemordet

In den am Rande der Netzeniederung gelegenen Ortschaften des Kreises Kolmar rauchen noch heute die Trümmer der in Schutt und Asche gelegten Gehöfte, deren deutsche Bewohner zum Teil schon wieder auf ihrer Scholle, von der sie unter dem schweren Beschuß durch polnische Maschinengewehre vor einigen Tagen flüchten mußten, zurückgekehrt sind. Das Vieh läuft herrenlos in den Wäldern und auf den Netzewiesen umher. Es handelt sich hier um die Reste der zusammengetriebenen Viehherden, die die Polen in der Eile nicht mehr fortschaffen konnten. Die zurückgekehrten deutschen Bauern sind noch durch umherstrolchende polnische Banden gefährdet.

In Ruda, Kreis Obornik, ist der deutschstämmige Ansiedler Paul Krüger in bestialischer Weise von den Polen erschlagen worden. Der volksdeutsche Förster Jachmann ist in der Försterei Wischin, Kreis Kolmar, von polnischem Mob erschossen worden. In Margoninsdorf ist der deutsche Landwirt Oswald Herzog von polnischen Franktireurs durch Brustschuß schwer verwundet worden.

Die zurückgebliebene polnische Bevölkerung setzt sich zum Teil aus anständigen Elementen zusammen, die ein reines Gewissen haben. Diese Elemente haben sich durch das verbrecherische polnische Gesindel ebenso bedroht gefühlt wie die Deutschen. In Kolmar war sogar unter Führung des dortigen polnischen Propstes und eines polnischen Zahnarztes, die auch heute noch in Kolmar verblieben sind, eine paritätische Ortswehr aus Deutschen und Polen aufgestellt, die nach dem Abzug des polnischen Militärs und der Zivilbehörden gleichermaßen das Eigentum sowohl der Deutschstämmigen als auch der Nationalpolen in Schutz nahm.

Sämtliche Dorfbrunnen vergiftet

In der Gegend von Morgonin, z. B. im Dorfe Grabowo, sind von den Polen sämtliche Brunnen vergiftet worden. Einfach grauenhaft aber sind die von der polnischen Zivilbevölkerung in Bromberg verübten Schandtaten, sie sind so gräßlich, daß sie sich in Worten kaum beschreiben lassen.

Es muß leider damit gerechnet werden, daß der weitaus größte Teil der volksdeutschen Männer in Bromberg abgeschlachtet worden ist. Man hat bereits Hunderte von gräßlich verstümmelten Leichen aufgefunden. Alle diese Opfer sind in der Regel nicht erschossen, sondern in gräßlichster Weise erschlagen worden. Meistens ist der Kopf nur noch eine unförmige Masse. Wild gewordene polnische Weiber haben alten deutschen Menschen die Köpfe bei lebendigem Leibe abgeschnitten, während die deutschen Truppen in die Straßen Brombergs bereits einmarschierten. Ein altes deutsches Ehepaar ist von einem 18jährigen polnischen Burschen mit dem Revolver durch sämtliche Räume des Hauses gejagt und dann erschossen worden. Ueberall in der Straße, besonders im Vorort Jägerndorf, liegen an der Straße notdürftig verscharrt oder in offenen Gruben ganze Haufen erschlagener Deutscher, darunter viele Greise und halbwüchsige, kaum dem Kindesalter entwachsene Jungen, denen sämtlich die Hände auf dem Rücken mit Stricken gefesselt waren. Viele sind bis zur völligen Unkenntlichkeit verstümmelt. Einem dreijährigen deutschen Mädchen haben vertierte polnische Rowdys mit einer Schere beide Augen ausgestochen. In einer großen, dicht bevölkerten Straße sind nur drei deutsche Männer am Leben geblieben.

Ein halbverhungerter älterer Mann, der mit seinem kleinen Kinde auf dem Arme aufgefunden wurde, erzählte, daß er das kaum dem Säuglingsalter entwachsene Kind seit Tagen nur mit trockenem Brot ernähren konnte. Es gab seit Tagen nichts mehr zu essen für diese armen deutschen Menschen, von denen viele tagelang sich buchstäblich in der Erde eingegraben hatten, um von ihren polnischen Henkern nicht gefunden zu werden.

Ganz Bromberg ist eine große Trauergemeinde, es gibt kaum eine deutsche Familie, die nicht einen erschlagenen Vater, Ehemann, Bruder oder Sohn zu beklagen hätten. Schwarzgekleidete Frauen mit Blumen in den Händen irren auf den Straßen umher und suchen die Gräber, in denen die Polen ihre ermordeten Angehörigen verscharrt haben. Die Verwüstungen in Bromberg sind unbeschreiblich. Alle Brücken sind von den Polen gesprengt worden.

*

Durch diese Verbrechen in Bromberg hat Polen das Recht verwirkt, den Kulturstaaten zugezählt zu werden. Polnische Verbrecher haben in Bromberg Schandtaten begangen, deren nicht einmal Bestien fähig sind. Man hat nicht nur wehrlose Menschen gejagt und gehetzt und abgeschlachtet, nein, man hat sie zuvor auch noch gefoltert und ihnen Qualen zugefügt, wie sie nur der Wahnsinn im Bunde mit der Grausamkeit ersinnen kann! Immer wieder aber wollen wir es wiederholen, daß die Verantwortung für dieses grauenhafte Wüten jene Mitglieder der polnischen und der englischen Regierung zu tragen haben, die von langer Hand her Polen aufgehetzt und die niedrigsten Instinkte aufgestachelt haben. Ueber sie kommt das Blut, das in Polen vergossen worden ist, diese Menschen tragen die Schuld daran, daß Bromberg zu einer großen Trauergemeinde geworden ist. Sie haben diese Verbrechen gewollt, weil sie Europa lieber in das Verderben stürzen wollten, als das Unrecht von Versailles wieder gutzumachen.

Auslandsjournalisten schildern polnische Franktireurgreuel

Eine moralische Niederlage der englischen Hetzer.

Das britische Informations- und Brunnenvergiftungsministerium — und mit ihm die gesamte englische Regierung! — hat am Freitag vor der gesamten Weltöffentlichkeit die bitterste moralische Niederlage erlitten, die man sich vorstellen kann. Mit sichtlicher Erschütterung berichtete am Freitag ein Vertreter der öffentlichen Meinung jener Länder, die durch die haltlosen Lug- und Stunkmeldungen des Mr. MacMillan gegen das nationalsozialistische Deutschland aufgehetzt werden sollten, über die grauenhaften Verbrechen des polnischen Gesindels, dessen tierische Instinkte durch die berüchtigte Blankovollmacht Chamberlains entfesselt worden sind.

Vertreter der neutralen Auslandspresse — Amerikaner, Italiener, Norweger, Schweden, Dänen, Ungarn und Spanier — hatten Gelegenheit, am Donnerstag im Flugzeug die Stadt Bromberg zu besuchen und hier mit eigenen Augen die Folgen der Bartholomäusnacht zu sehen, die polnische Mörder unter der deutschen Bevölkerung angerichtet haben Im Namen dieser ausländischen Vertreter sprach ein dänischer Journalist über seine Eindrücke vor den Berliner Vertretern der Auslandspresse. Bei einer Würdigung dieses neutralen Berichtes muß festgestellt werden, daß hier ein Beobachter sprach, der ohne jede vorgefaßte Meinung den Dingen gegenübertrat und sich bemühte, im Kreise seiner ausländischen Kollegen ein sachliches Bild ohne die geringste Uebertreibung und ohne Tendenz zu geben.

Wenn trotzdem in jedem Wort dieses neutralen Journalisten unverhohlenes Mitleid mit den Qualen des gepeinigten deutschen Volkstums sowie Abscheu und Ekel vor den begangenen Verbrechen mitschwingt, wird die Welt daraus ermessen, welche Blutschuld Chamberlain auf sein Gewissen geladen hat, ohne dessen wohlwollende Unterstützung dieses schwärzeste Kapitel der Geschichte Englands und Polens nie geschrieben worden wäre.

Nachdem die polnischen Behörden aus Bromberg abgezogen waren, hat hier, so führte der dänische Journalist aus, vor dem Eintreffen der deutschen Truppen eine „grausame Mörderei" stattgefunden. Der Berichterstatter schilderte, wie er mit eigenen Augen in einer Sandgrube acht Leichen gesehen habe, darunter sechs Frauen.

Die Leichen seien teilweise „ganz furchtbar" verstümmelt gewesen. iEner Frau sei die mittlere Hälfte des Gesichtes ganz entfernt, eine andere Frau mit nicht weniger als sechs Schüssen getötet worden. Der polnische Pöbel sei von Haus zu Haus gegangen, habe die deutschen herausgeholt, weggeführt, erschossen oder mit Bajonetten erstochen.

Weiter hat sich der Journalist selbst von der Richtigkeit der kaum faßbaren Tatsache überzeugt, daß eine gefesselte Frau Zuschauerin sein mußte, als man ihren Mann mit Bajonetten mißhandelte und ihm tödliche Verletzungen beibrachte. „25 Meter entfernt", fuhr der Berichterstatter fort, „fanden wir zwei erschossene Männer. Den einen war die vorderste Hälfte des Gesichtes weggenommen. Die tödlichen Verletzungen, die man einem 19jährigen Lehrling beigebracht hatte, bezeichnete der Auslandsjournalist selbst als „vollkommen unbeschreiblich!"

Er schilderte, daß nach Augenzeugenbekundungen dieser junge Mann mit dem Ruf „Heil Hitler!" und erhobenem Arm fiel. Erschütternd war auch die Bekundung, daß eine völlig gebrochene Frau den Auslandspressevertretern schilderte, daß man über die Leiche ihres Mannes Erde geworfen hatte, daß aber die Hunde die Leiche gefunden hätten!

„Während unserer nur halbstündigen Fahrt", schloß der Auslandsjournalist, „habe ich selbst 17 Leichen gesehen. Wenn ich noch eine Stunde geblieben wäre, hätte ich natürlich viel mehr sehen können. Daß die grausamsten Mißhandlungen stattgefunden haben, können meine Kollegen und ich nur bestätigen."

So spricht ein Journalist, der unvoreingenommen die Tatsachen gesehen hat. Wier erbärmlich wirkt nach diesem Bericht die Schilderung eines amerikanischen Journalisten, der ohne eigene Wahrnehmungen seinem Blatt telegraphiert hatte, Deutschland verbreite nur Greuelmärchen, um die Weiterführung des Krieges zu motivieren. Auch diesem amerikanischen Journalisten wird Gelegenheit gegeben werden, einmal eine Schilderung nicht vom Schreibtisch, sondern vom Ort der viehischen Verbrechen aus zu geben. Hoffen wir, daß er dann so die Wahrheit schildern wird, wie es heute der dänische Journalist im Namen seiner an dem Fluge teilnehmenden Kollegen getan hat!

„Furchtbare Bartholomäusnacht"

„Stockholms Tidningen" veröffentlicht am Freitag den Bericht ihres Berliner Korrespondenten über den Flug der Auslandspresse nach Bromberg und den furchtbaren Terror, den die Polen in Bromberg ausgeübt haben. Der Bericht hat folgenden Wortlaut:

Ueberall waren gesprengte Brücken und menschenleere Gebiete, wo die ersten Kämpfe tobten. Bromberg selbst weist Spuren erbitterter Kämpfe auf. In den Häusern sieht man eine Masse Geschoßeinschläge. Eine unbeschreibliche Schreckensstimmung liegt noch über der Stadt.

„Menschen regelrecht geschlachtet"

Der Sonntag war fürchterlich. Nachdem die polnischen Truppen abmarschiert waren und ehe die Deutschen kamen, fing ein entsetzliches Massaker in der ganzen Stadt an. Die Anzahl der ermordeten und verstümmelten Menschen — Deutschen und Polen, die unter dem Verdacht standen, deutschfreundlich zu sein — wird ungefähr auf 1000 berechnet. Ich photographierte selbst einen großen Teil der großen Leichenhaufen, die noch heute auf den Straßen und in den Wäldern am Rande der Stadt, sowie in den Gärten lagen. Aber die Photographien sind zu entsetzlich und grauenhaft, um überhaupt in den Zeitungen veröffentlicht werden zu können. Selbst die Polen sind vor Entsetzen gelähmt. Was ich heute sah, habe ich niemals während des Weltkrieges erlebt und auch nicht während des schlimmsten Bürgerkrieges in Deutschland, wie zum Beispiel bei dem Kommunistenaufstand in Hamburg oder an anderen Orten. Die Menschen sind regelrecht geschlachtet worden.

Die polnischen Banden haben, wie berichtet wird, vor der Räumung Brombergs Deutsche und die als deutschfreundlich angesehenen Polen in großer Anzahl erschossen, aber das große Schlachten wurde vor allen Dingen später von fanatischen Jugendlichen im Alter von 15 bis 20 Jahren durchgeführt, die als Bürgerwehr bewaffnet waren.

Den ganzen Tag über sah man heute in Bromberg Feldpolizei Insurgenten mit erhobenen Händen vor sich her führen.

Polizei untersucht jeden Winkel von Bromberg, und die Truppen säubern die Wälder. In den Kellern hat der größte Teil der Bevölkerung drei Nächte ohne Verpflegung gesessen. Eine Masse von ihnen wurde jedoch von Insurgenten aufgestöbert und ermordet. Man rechnet damit, daß jetzt noch viele in den Kellern sitzen, weil sie nicht wissen, daß sich die deutschen Truppen bereits in der Stadt befinden.

Schutz gegen Volksschädlinge

Todes- und Zuchthausstrafen für gemeine Verbrecher.

Die zur Abwehr feindlicher Fliegerangriffe gebotene Verdunkelung darf verbrecherischen Elementen nicht den Anreiz bieten, in ihrem Schutz ein lichtscheues Treiben zu entfalten. Eine eben erschienene Verordnung, die vom Ministerrat für Reichsverteidigung unter dem Vorsitz des Generalfeldmarschalls Göring beschlossen wurde, schiebt derartigen Versuchen einen Riegel vor: Wer bei Fliegeralarm oder unter dem Schutze der Verdunkelung zu rauben oder stehlen, andere zu verletzen oder gar das Leben eines Volksgenossen anzugreifen unternimmt, wird mit dem Tode oder mit lebenslanger oder zeitlicher Zuchthausstrafe bis zu 15 Jahren bestraft.

Dieselbe Strafe trifft nach der Verordnung auch denjenigen, der in anderer Weise unter Ausnutzung der durch den Kriegszustand geschaffenen besonderen Verhältnisse eine Straftat begeht, wenn das gesunde Volksempfinden wegen der besonderen Verwerflichkeit der Straftat eine besonders harte Strafe fordert.

Wer etwa einen Betrug an der Familie eines Kriegsteilnehmers darauf aufbaut, daß ihr natürlicher Beschützer, der Ehemann und Vater, im Felde steht, wer die Bestimmungen über die Kriegsbewirtschaftung von Vorräten umgeht, wer Warenbestände vernichtet, um aus anderen Waren höheren Gewinn einzustreichen, wer als Verwalter kriegswirtschaftlich wertvollen Gutes in die eigene Tasche arbeitet, den sollen nach der Verordnung die schärfsten Strafen bis zur Todesstrafe treffen.

Noch schärfer faßt die Verordnung zwei andere Gruppen von Fällen an:

Ausschließlich mit dem Tode bedroht sie denjenigen, der zum Schaden der deutschen Wehrkraft und Wirtschaftskraft Gebäude in Brand setzt, den Verkehr auf der Eisenbahn und Straßenbahn gefährdet oder sonst eine gemeingefährliche Straftat begeht.

Schließlich verfällt dem Tode, wer in einem Gebietsstreifen, den die Zivilbevölkerung aus militärischen Gründen geräumt hat, plündert; wer in solchen Gebieten stiehlt, ist so verächtlich, daß die Verordnung hier den Vollzug der Todesstrafe durch Erhängen vorsieht.

*

So wird mit den härtesten Strafen der Kampf gegen gemeine Verbrecher aufgenommen, die sich in ernster Zeit aus Ichsucht, Habgier oder gar niedrige Beweggründe außerhalb der Volksgemeinschaft stellen; die Verordnung zeugt von dem unbeugsamen Willen, derartige Volksschädlinge anzuprangern und auszumerzen. Das deutsche Volk, das in geschlossener Front hinter seinem Führer steht, um den ihm aufgezwungenen Kampf zum siegreichen Ende zu führen, soll die Gewißheit haben, daß, wer aus dieser Front ausbricht, um auf dem Rücken seines Volkes eigennützige verbrecherische Zwecke zu verfolgen, notfalls mit den härtesten Waffen vernichtet wird.

Vollstreckung eines Todesurteils

Am 8. September ist der am 5. März 1887 geborene Jude Richard Israel Glaser hingerichtet worden, der vom Schwurgericht in Wien am 28. Januar 1939 wegen Meuchelmordes zum Tode verurteilt worden war.

Richard Israel Glaser hat am 7. Oktober 1935 in Wien auf offener Straße seinen früheren Angestellten, den deutschblütigen Emil Apfel durch sechs Pistolenschüsse niedergeschossen. Er handelte aus Rache, da Apfel Unregelmäßigkeiten in seinem Geschäftsbetriebe aufgedeckt hatte.

Am 8. September entschlief nach längerem Leiden meine liebe, gute Frau, unsere herzensgute Mutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Franziska Hütter

geb. Wenzel

im Alter von 45 Jahren.

Brockau, den 9. September 1939
Breslauer Straße 32.

In tiefer Trauer:

Josef Hütter
nebst Kindern und Anverwandten.

Beerdigung: Montag, den 11. September, nachmittags 3 Uhr von der Halle des Brockauer Friedhofes.

Kaffeehaus Rönsch (früher Gerichtskretscham)
Fernsprecher 51724
Breslau-Ohlewiesen, Rybniker Straße 60a
Jeden Sonntag
Gartenfreikonzert
Eintritt frei!
Spezialität: Kännchenkaffee mit Gebäck 50 Pfg.
Riesen-Eisbeine (kleine Preise)
Den Vereinen stelle ich Saal u. Garten kostenlos zur Verfügung

Kirchliche Nachrichten.

Evgl. Pfarrkirche
Sonntag 9 Schubert anschl. Abendmahl, 11 Kindergdst., 17 Schulte
Donnerstag 8 Uhr Betstunde

Guterhaltener
Handwagen
bis zu 2 Zentner Tragkraft zu kaufen gesucht.
Grünig
Lindenruh a. Sportplatz.

Kleines
Leerzimmer
gesucht, eventuell abzumieten. Off. unt. 288 an die Zeitung.

Kaufm. **Privatschule**
Dr. Hammeke
a. Christophoriplatz Ohlauer Str. 65
Ruf 54734
Breslau I
Anfang Oktober
neue **Halbjahrs-Tageskurse**
und **Abend-Kurse**

Butterbrotpapier
blütenweiß, fettdicht
hält vorrätig
E. Dodeck's Erben
Bahnhofstraße 12

Erhöhung des Wagenstandgeldes.

Mit Genehmigung des Herrn RVM. wird auf Grund der EVO. §§ 63 (7) und 79 (8) mit Wirkung vom Montag, den 11. 9. 1939 ab das Wagenstandgeld für alle Wagengattungen auf das Dreifache der im Nebengebührentarif festgesetzten Sätze erhöht. Die für SS-Wagen bereits angeordnete Erhöhung wird hierdurch nicht berührt; ebenso bleiben die besonderen Maßnahmen für Tiefladewagen in Kraft.

Deutsche Reichsbahn
Reichsbahndirektion Breslau

Familien-Drucksachen
aller Art
Verlobungsanzeigen
Verlobungsdanksagungen
Hochzeitseinladungen
Vermählungsanzeigen
Vermählungsdanksagungen
Geburtsanzeigen
Danksagungen für Jubiläen
Todesanzeigen und Danksagungen
werden schnellstens hergestellt
Dodeck's Erben, Bahnhofstraße 12